

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Das Erlebnis am Uhrturm.

Gerade schlug es zwölf Uhr. Die Riesen auf dem Uhrturm hatten vielleicht noch zwei oder drei Schläge zu thun — da kam der Forstassessor Bögler vom Marktplatz her angestürzt. Ich sah in dem Gärtchen hinter den alten Brotkasten am Racino Orsello, wo es gutes Bier gibt, und sah ihn heranzustürzen, als wäre es noch zur Zeit des strengen Rats der Beih, und als wollte er sich vor verfolgenden Schritten in dem Gemimmel der Wägen und Gänge verbergen. Er hatte den Hut in der Hand; sein Haarhofs hing wild über die Stirn bis an die stierbildenden Augen. . . Ich rief ihn an, und er ließ sich auf einen Stuhl niederlegen, dicht neben mir, als wollte er Rettung und Hilfe bei mir suchen.

„Sie hätten nicht ausgehen sollen, Herr Altesior“, meinte ich. „Sie fühlen sich jetzt schlechter, nicht wahr?“ Er hatte mir morgens beim Frühstück im Hotel erzählt, daß er gar nicht wohl wäre und etwas über 38 Grad hätte, was zu viel in der Frühe war. Er hatte gemeint, er müßte sich erkälten oder einen Grippeanflug bekommen haben, gestern auf einer Fahrt nach Chioggia, dem malerischen Dreieck am Ende der Lagune.

Seine Frage nach seinem Befinden ließ der Forst-
asser unbeachtet. Er preßte die Hand gegen die Stirn, als
wollte er seinen Kopf zwingen, eine Auskunft zu geben.
„Schrecklich! Entsetzlich! Wie kann das sein? Gibt es wirk-
lich Telekinese? War es tatsächlich mein Einfluß? Oder ist
nur durch einen ungeheuerlichen Zufall gerade heute der
Mechanismus irgendwie in Unordnung geraten, daß eine
so gespenstige Erfüllung meines Wunsches sich ergab. O
Himmel!“

„Seigen Sie mal Ihre Hand her, Herr Assessor!“ sagte ich. „Richtig: Sie haben hohes Fieber, Sie glühen ja.“ „Selbstverständlich. Da würde jeder glühen, wenn er eben so etwas erlebt hätte. Gräßlich! Und doch — ich habe recht gehabt. Mein Wunsch ist verzeißlich gewesen und durchaus zu begreifen. Andererseits — diese furchtbare Wirkung! Sie ist eine schreckliche Person; sie hat mir schöne Stunden der Reise veretelt, dieses Fräulein Gustava Coprian aus Krimmitschau — aber durfte ich eine solche Vergeltung begehren? Wie kann ich wieder Ruhe finden?“

Ich suchte ihn zu beruhigen. „Sie phantasieren, Herr Professor. Sie sind krank, Sie haben hohes Fieber, Sie haben eine Halluzination gehabt“.

„Unfinn! Ich kann Ihnen die Geschichte klar erzählen. Sie werden merken, daß ich nicht phantasieere. Passen Sie an! Man macht manchmal wider Willen eine Reisebekanntschaft, nicht wahr? Da läuft einem jemand in den Weg, erkennt einen als Landsmann, hat irgendwas zu fragen und läßt einen dann nicht wieder los. So ging mir das mit der Gustava Cyprian aus Krimmitschau. In Bologna hat sie mich angefallen. Ich stand da glücklich und ahnungslos auf dem Neptunplatz, da kam sie auf mich zu, eine lange Stange mit einem Gesicht wie eine Zitrone, aber eine schon schrumpelige Zitrone. Und baumwollene Handschuhe hatte sie an, was mir ein Greuel ist. Aber die werden vielleicht in Krimmitschau fabriziert. „Ach bitte,“ fragte Sie, „wo ist hier der Palast, in dem der arme König Enzio gefangen ist?“

Gut, ich zeigle ihr den Palast, der aber verdammt neu
ausieht, denn sie haben ihn renoviert, und dachte, die Sache
würde erledigt. Aber nein. Sie feulten. „Also da hat er
geschmachtet, 23 Jahre lang! Der arme junge Mann!“ Und
dann wollte sie ein Gedicht aufagen: „O K6nig, sch6ner
K6nig mit deinem goldenen Haar —“

Sowas vertrage ich nicht. Deshalb sagte ich: „So sehr gelümmelt hat er wohl nicht. Da war doch die schöne Dame Diadagola, mit der er sich erbizlich geirret haben muß, denn es gibt ja noch heute eine Familie, die ihren Ursprung von diesen Tröstungen ableitet, die Bentinogkios nämlich.“

„Damit hoffte ich sie zu verscheuchen. Aber nein. „Ach, wie romantisch!“ flörte sie. Und dann ließ sie mich wirklich nicht los und kam mit nach San Stefano und fragte mich da noch allem Möglichen, wozon ich keine Ahnung hatte, nach dem heiligen Vitalis und nach dem Langobardenkönig Liutprand, der da in einer Inschrift erwähnt wird. Ja, und dann las sie in ihrem Reisehandbuch etwas von einem Santo Sepolcro und wollte durchaus wissen, wer der heilige Sepolcro eigentlich gewesen wäre. Ichklärte sie aber über ihren durch Volskelarmut verursachten Irrtum nicht auf. Ich sagte ihr, der heilige Sepolcro wäre der Schutzpatron der Totengrüber; das hat sie auch geglaubt. Dann bin ich ihr aber entkommen, weil es Mittagszeit war und sie in ihr Dösel mührte.

„Aber wie das so auf einer Reise mit herkömmlichen Touren ist: man trifft einander immer wieder. In Rabenna wohnte sie auch im Hotel Byron. Da tat sie schon wie eine alte Bekannte und ließ mich überhaupt nicht los. Zum Größten Theil Dantes mußte ich sie führen, das übrigens so häßlich an der Straße liegt. Wenn man das kleine Gebäude von weitem sieht, möchte man meinen, da säße eine alte Frau, die einfassiert und einen fragt, ob man sich auch die Hände waschen will. Aber die Gustava Cyprion war bezaubert. Ein Buch liegt da auf, in das man sich einschreiben kann. Sie trieb sie natürlich was hinein — einen Vers glaube ich. „Erhabener Geist!“ fing es an. Dann sollte ich durchaus auch etwas einschreiben, aber das tat ich doch nicht. Wir fiel freilich auch nichts ein. Dummer Weise kam ich mir dann dabei vor, aber eigentlich hatte ich doch recht, nicht wahr? Es wäre doch geschmacklos gewesen, wenn ich, der Dichterstesor Böhler aus Dessau, da dem alten Dante etwas in sein posthumes Stammbuch geschnitten hätte. „Sie sind auch gar zu schüchtern,“ sagte die Gustava Cyprion aus Krimmischau.“

Zum Grabmal des Theoderich kam sie selbstverständlich auch mit, und ebenso selbstverständlich fing sie dort an, vom Kampf um Rom und Felix Dahn zu reden, und daß der Theoderich da ja garnicht begraben sein könnte, denn die Helden hätten doch seine Leiche mitgeführt und nach Tei-

Niederlage am Besur auf die Reise nach der Insel Ihule mitgenommen. „Wir sind die letzten Goten. Wir tragen keine Schätze mit: wir tragen einen Toten!“ winzelte sie dabei.

Das mochte ich nicht, und deshalb erzählte ich ihr, der Theoderich wäre doch da begraben gewesen, aber Bellisbar sollte seine Gebeine herausheben und verbrennen lassen. Da glaubte sie denn auch, aber nicht gern, denn Felix Dahn gefiel ihr besser. Sie meinte, der Bellisbar wäre ein Schuft gewesen, und das war der einzige Punkt, in dem ich mit der Gustava Coprian übereinstimmte. Nachher wollte sie durchaus, daß wir einen Wagen nehmen sollten und nach der Pineta hinausfahren, dem Pinienwalde, in dem Dante gedichtet hat. Aber dagegen wehrte ich mich entschieden. Ich als deutscher Professor, erklärte ich ihr, könnte mir doch nicht so einen halb vollkommenen italienischen Wald ansehen; da würde ich mich ja zu sehr ärgern müssen. Das sah sie ein. „Ach ja, unsere unvergleichlichen deutschen Wälder!“ rief sie. —

Wie es mir dann hier in Venedig gegangen ist, werden Sie sich denken können: die Gustava Cyprian ist mir wieder in den Weg gelaufen. Beinahe um den Hals gefallen ist sie mir. Das wäre herrlich, daß sie mich träge, kublerte sie, und ich müßte ihr einen großen Gefallen tun. Sie möchte nämlich eine Oper in Italien hören; ins Fenice-Theater möchte sie, aber in Italien könnte eine Dame nicht gut allein ins Theater gehen, und ich würde gewiß gern mitkommen. Entzückend, was? Heute sollte das sein; ich sollte sie abholen, im Hotel Beau Rivage wohnt sie. Aber nun ist das ja erledigt; nun wird sie nicht mehr in die Oper gehen, und jetzt, nachdem ich Ihnen das alles erzählt habe — jetzt glaube ich doch, daß ich recht gehabt habe. Ja, es mußte sein; Gustava Cyprian aus Krimmitschau mußte vernichtet werden. Hören Sie!

Mir war also heute schon den ganzen Morgen nicht gut. Bald fror ich, und bald war mir wieder heiß, und der Kopf dröhte mir, und alle Dinge schienen mir so fern, wie das eben bei Fieber ist. Ich habe lange Zeit in den Anlagen gejeßen, im königlichen Garten, aber da wurde mir auch nicht besser. Kurz vor Zwölf rasselte ich mich auf und ging den kurzen Weg bis zum Campanile, wo ich mich unter, wie viele andere Leute, auf eine der Steinstufen setzte, um aufzu-
passen, wenn gegenüber auf dem Urturm die beiden Riesen die gemaltten Hämmer heben und auf die Glocken los-

Wohin strebt die heutige Frau?

Don Alice Reichtner-Robach.

Ideale wechseln und wandeln sich. Was gestern als vorbildlich, als allein erstrebenswert erschien, ist heute zweifelhaft geworden und morgen schon überwunden. „Alles flieht.“

So ist das Idealbild der modernen Frau, wie es sich in den letzten Jahrzehnten so fest und scheinbar dauernd eingegrät hat — die Betonung der männlich-treibeitigen Linie — schon fest in starker Wandlung begriffen. Ein Umschwung hat sich vollzogen, der sich rein äußerlich (wenn auch nicht ohne guten Grund) durch lange Haare und lange Kleider dokumentiert — der aber viel tiefer greift und Charakter und Ziel unseres heutigen Frauenideals von Grund auf ändert.

Die Frau von heute beginnt sich wieder auf ihren eigentlichen Lebensmied zu befehen — sie erkennt, daß sie zur Gefährtin des Mannes, nicht zur seiner Konkurrenzin geſchaffen wurde; daß ſie eigene Ziele und eigene Geſetze in ſich trägt — nicht aber berufen iſt, eine Imitation des Mannes darzuſtellen.

Und dort, wo sich in den letzten Jahren des hastenden Abitur- und Studiumringens enge, geradlinig schmale Wege lang dahinzogen — breitet sich jetzt plötzlich wieder eine blühende Wiese aus. Unsere Mädchen wollen wieder Frauen sein und wollen mit ganzem Herzen und aus der Tiefe ihres weiblich gearteten Empfindens heraus, aufbauen helfen am neuen Deutschland — sie wollen den Platz, den nur sie allein gut ausfüllen können, wieder einnehmen, und das heisse Streben nach Männlichkeit und männlich geartetem Dasein zeigt sich jetzt nur als das milde probeweise Dahinstürmen der befreiten Frau, die ihre Kräfte prüfen, und spielen lassen wollte — jetzt aber aus sich selbst heraus der eigentlichen Zweck ihrer Natur erkennt, ihr eigentliches Ziel gefunden hat.

Wie aber ist es mit der Lebensfähigkeit dieses neu entfallenden weiblichen Ideales beschaffen? Die wirtschaftlichen Verhältnisse sind nicht besser geworden. Noch immer ist ein großer Prozentsatz der Mädchen gezwungen (und will es heute auch gern nicht anders) tätig ins Leben einzugreifen. Frühzeitig schon entscheiden sie sich für einen Beruf, warten nicht mehr auf den Versorger, möchten auch nicht mehr in das alte Frauenideal zurück.

Und doch wollen sie wieder Frau sein? Ja, das wollen sie. Aber: *„wieder Frau sein“* ist meistens verstanden von dem Frauenideal früherer Zeiten. Was die Frau und wieder die schönen Zöpfe sich um den Kopf schlingen, um das längere (nicht das lange) Kleid bevorzugen — in ihm ist doch ein anderer Typus lebendig. Und hinter der Stirn

schlagen würden. Um zwölf Uhr lohnt das doch am besten; da haben die Kerle am meisten zu tun.

Oben auf der Plattform, wo die Riesen stehen, wimmeln, wie immer um diese Zeit, allerlei Leute herum. Ich gucke hinauf, und da — wen sehe ich? Die Gustava Cyprian sieht auch da oben; deutlich erkenne ich sie an ihrem tolasarbenen Hütchen, das sich zu ihrem zitronengelben Gesicht ganz bildsinnig ausnimmt. Dicht neben dem einen Riesen steht sie, neben dem linken — von unten gesehen — und schaut versückt in die Ferne. Und da kommt mir nun eine Vorstellung, die mich nicht mehr losläßt: Wie schön wäre es doch, wenn jetzt der Riese, der sich gleich rühren wird, mit seinem Hammer der Gustava Cyprian auf den Kopf hauen würde! Er brauchte seinen Platz gar nicht zu verlassen, was er wohl auch nicht könnte — nur den Arm ein wenig herum drehen und den Hammer ein bißchen höher heben müßte er.

Ich stelle mir das eindringlich vor. In Gedanken rede ich mit dem Aelien; ich bitte und erlauge ihn, ich besefhle ihm: „Du mit dem einzigen Gefallen, Aeri, und floep ihr auf den Schädel! Es macht dir ja gar keine Mühe. Du mußt es tun, Aeri! Daue ihr ordentlich auf den Kopf! Glaube mir, sie hat es verdient. Du sollst es tun! Kaputt gehen sollst du wenn du es nicht tust!“

So rede ich, und die Gustava Euphrasia steht da und schaut immer noch auf die Lagune hinaus. Da raffelt das Uhrmännchen los, die Riesen rühren sich, der Hirt steht hinter der Euphrasia, hebt seinen Hammer — „Dau zu, Kerl!“ befiehlt er — und da — ja, da haut er zu. Die Euphrasia fällt um, wie vom Blitz getroffen; ich sehe noch, wie ein paar Leute zu ihr hinspringen, und dann bin ich losgelaufen. Und jetzt ist mir ganz furchtbar übel. Sie haben keine Abnung, wie mir ist. Ich möchte weit fort sein, zu Dawie möchte ich sein.“

Der Horstaflesser Böglar fiel beinahe um. Ich brachte ihn in sein Hotelzimmer, ließ ihn ins Bett gehen, gab ihm drei Tabletten Aspirin und ein halb Liter Chianti und blieb noch eine Stunde bei ihm sitzen. Dann war er fest eingeschlafen und schien fürchtbar zu schwören.

„Ja, Nummer 17. Der Arzt war schon da — es geht
Ihr wieder ganz gut.“

„Ja, das war eine Fieseln vom dem Wärtcr auf dem Uhrthurm. Er hätte die Dame zur Zeit aufmerksam macken müssen. Sie hat keine Abnung gehabt und sich wohl sehr erschreckt, als hinter ihr das Uhrwerk losging und die Glocke angeschlagen wurde. Da ist sie in Ohnmacht gefallen.“

die das Haar so warm umschlingt, wohnen ganz andere Gedanken, Pläne und Ziele als damals, als die „niedere“ Stirn eine der sieben Frauenschönheiten bedeutete.

Die heutige Frau will „das Recht auf Arbeit und Bildung“, wie es die Vorkämpferin Luise Peters in jener un-
vergeßlichen Petition an die Regierung 1864 aus sprach, in
vollem Maße ausüben, sie will geistig mitwirken an der
notwendigen Besserung der Verhältnisse — aber will die-
sicht mehr durch männliches Auftreten und Anbetung männ-
licher „erzute erreichen. Sie ist eine Stufe höher gestiegen —
will geistig und politisch frei sein und bleiben, das Recht
auf heilige Art der Arbeit besitzen — aber sich selbst darin
bescheiden und ihren Platz suchen, auf dem sie ihren wirt-
schaftlichen Fähigkeiten entsprechend ausbringend wirken kann.
Dieses Ziel zu erreichen ist gleichzeitig leicht und schwer.
Leicht in der inneren Einstellung, braucht sie doch nur der
in ihr liegenden Anlagen zu folgen — schwer in äußere
Beziehung. Die oft hoch gestellten Anforderungen an Aus-
bildung und Examina, die sich vor jedem Beruf heute auf-
türmen, der Kampf um die Existenz, der heute schärfer denn
je ist — sie lassen nur zu leicht die Ansicht aufkommen, als
sei „Eckbogenfreiheit“ und rücksichtsloses Draufgängertum
der einzige Weg zum Erfolg.

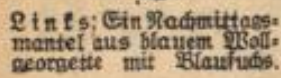
Das aber ist nicht so. Alle Frauen, die es verstehen ihre Eigenart, die sanfte Energie, die Fähigkeit sich einzufügen und anzupassen, das züchtere und darum sábe Vorwärtsgelien sich zu erhalten — sie werden erkennen, daß si ebenio — nein besser — zum Ziele gelangen.

Welchen Beruf die Frau auch ausübt, sie wird immer dort am weitesten kommen, wo sie sich schlicht und ganz auf sich selbst gibt.

Einmal dem Spiegelbild des männlichen abgewandt wird sie erkennen, wie viele Berufe es gibt, die gerade so als Frau näher liegen als dem Manne. Alle Berufe, die die Frau als Mutter (nicht etwa nur den eigenen Kindern gegenüber, sondern den vielen vielen fremden) als Betätigte und Helferin des Mannes, als Hilfe und tätige Mitarbeiterin im Haushalt (gerade hier müßte eine ganz neue und anders geartete Form des Dienstverhältnisses Platz greifen) in der Krankenpflege und in der Erziehung tätig sein lassen — sie liegen den Frauen auch fern, die nicht durch besondere geistige Gaben hervorragen.

Es ist schon, daß den auserwählten geistigen Frauen heute alle Tore offen stehen, daß sie die Spitzen ersteigen können — aber auch in den sanften grünen Tälern warten viele fruchtbare Arbeit auf die heutige Frau — Arbeit, die sie ohne übergroßen Aufwand an Entsagung, an Kraft und Kampf in Wahrung ihrer eigenen weiblichen Natur ausüben kann.

(Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt“.)



Rechts: Ein Sportmantel aus braunem englischen Spretland, dazu ein gleichfarbiges Kleid aus Jersey.

Don Ruth Goch.

In der Ueberzeugung von Tüchtigkeit und Eignung scheint der Weibberwerb um eine Stellung im Berufsleben kein Problem. Aber je näher man dem Ort der Entscheidung kommt, um so mehr entschwindet das Selbstvertrauen. Das Lampenröhr stellt sich ein. Die Vorstellung ist immer wieder eine Prüfung. Werde ich sie bestehen, werde ich mich vorteilhaft aus der Schar der übrigen herausheben? Es liegt also nahe, das gute Aussehen in die Waagschale des Erfolges zu werfen. In diesem Punkt hat die zeitgenössische Literatur viel gelehrt: sie hat nämlich der Schönheit auch im Berufsleben eine Rolle zugewiesen, die sie nicht durchführen kann.

Die täuschenden tosemissigen Mittel — Schminke und Puder — sind kleinlich unentbehrlich geworden. Und während sich bereits die Tür zum Direktionszimmer öffnet, während die maßgebende Persönlichkeit auf den Eintritt der neuen Kraft wartet, wusch der Harbist über die Lippen des Mundes, und der Augenblick des Glücks ist vorbeigegangen, denn:

„Bitte“, sagt die objektive Stimme der Beauftragten, und nun flücht schon ein Lächeln des Sootes hindurch, als sie die eifrige Schönheitverbesserung mit anhebt. Hier, wo ernst und hart gearbeitet wird, hat diese Anwärterin auf eine desobte Targität keine Ausfichten. Sie hat den Beweis ihrer Unterlegenheit gegeben, weil der erste Eindruck, den sie hervorrief, nicht ernsthaft, sondern eitel war.

In dem Bestreben, den intern Gedacht auch äußerlich darzustellen, versuchen andere den Widerspruch durch eine gespielte Gleichgültigkeit niederzuringen. Das Dörmchen des Eindrucks wollen sie durch den Bluff erreichen: Je weniger sie sich um den Posten bemühen — so meinen sie —, um so wertvoller werden sie dem Nachbarn vorstommen. Von diesem Standpunkt ausgehend, zeigt sich die Arbeitsjugende dann in der elegantesten Ausmachung. Die Aufnahmebereitschaft des andern will sie durch Luxus in der Kleidung steigern. Die Bekanntheit größerer Lebensgewohnheiten hält sie für eine der wirksamsten Einführungen. Der logische Trugschluß durch überschlägige Sicherheit zu verblüffen, läßt sie zu wesentlichen Fehlern greifen. Da sie zeigen will, wie bedeutend ihre Auffassungsgabe ist, läßt sie ihrem Gegenüber ins Wort. Sie erklärt, alles zu können, alles gelernt zu haben, alles zu verstehen, und sie stellt Gehaltsforderungen, an deren Erfüllung sie selbst nicht glaubt. Könnte sie in den Mienen des Zurückgebliebenen lesen, wäre sie über den Mißerfolg nicht länger im Zweifel.

Die Methode, durch die Erzählung einer erbärmlichen Lebensgeschichte Mißthid und Wohlthollen zu erwecken, ist wohl der kraftvollste und daher untauglichste Versuch auf diesem Gebiet. Aber private Angelegenheiten soll nur dann Auskunft gegeben werden, wenn es ausdrücklich verlangt wird. Was man zu sagen hat, sollte immer klar und deutlich ausgesprochen werden. Es ist aut, wenn man sich schon vorher überlegt, wo man die Grenzen zieht; sonst kann es vorkommen, daß gerade im gegebenen Augenblick nichts in der Erinnerung ist. Ganz bekannte Dinge sind irgendwohin gerulst und unauffindbar. So beginnt die Bewerberin in ihrer Verlegenheit mit unruhigem Suchen nach den Schriftstücken. Sie berührt einen Gegenstand und legt ihn in der Erkenntnis ihrer Verfehrtheit schnell wieder fort. Ihre Bewegungen stören die Wichtigkeit der Stimmung, so daß der andere nervös und ungeduldig wird und das Zutrauen zu den Fähigkeiten der StellungsSuchenden verliert. Vorteilhaft ist eine Verbindung des mündlichen mit dem schriftlichen Verfahren. Der kurze, sachlich niederschriftene Lebenslauf gibt dem Entscheidenden die Möglichkeit, sich mit der Bewerberin noch später zu beschäftigen.

Bei Verhandlungen bringen Kleinigkeiten den Gegner um die Beherrschung. Die Art des Empfangs, ein ungünstiger Platz, von dem aus man schlecht sehen und verstanden

wird, können den Misserfolg in sich tragen. Also lieber nicht auf einem Stuhl verharren, falls der Sitz unbequem und weit entfernt ist. Wenn die Bewerberin in einem solchen Fall stehen bleibt, wird sie ihr Gegenüber besser beobachten können.

Zur Befestigung des Selbstgefühls — dem zukünftigen Arbeitgeber gegenüber — wird häufig in einer Begleitperson eine wesentliche Unterstützung gegeben. Sie soll die Vorräte der Bewerberin in das beste Licht rücken. Jede Nebenperson verläßt den Eindruck, schädigt das Gesamtbild der Arbeitsuchenden, weil der Entscheidende gendigt ist, sich mit ihr zu beschäftigen. Was man selbst sagen will, gibt einem der Instinkt ein. Was die andern sprechen, kann niemand beeinflussen. Und es ist sogar möglich, daß der Arbeitsuchenden die Empfehlungen der Begleiterin zum Nachteil gereichen.

Die besten Eigenschaften liegen in der inneren Sammlung. Sie besitzt ihren Einfluß auch auf die Kräfte des Rasgebenden. Darum ist es von großer Bedeutung, daß die Stellungslumende sich unbeschäftigte Zeit für ihre Aufgabe sichert. Ungeduld vermehrt die Nervosität.

„Von großer Bedeutung für den Erfolg“ — schreibt Lord Chesterfield an seinen Sohn: — „It folgendes: Ein Mensch ohne Aufmerksamkeit ist gar nicht geliebt, in der Welt zu leben. Wenn auch heute keiner mehr über seinen Degen stolzt, so läßt er seinen Hut fallen, setzt sich auf einen Fleck, wo er nicht sitzen soll, — alles Dinge, die nur durch sorgfältige Selbstsucht zu vermeiden sind. — Und darin liegt wohl das Geheimnis: Die Selbstsucht!“

Wie es der junge Mann steht.

In dem Bekenntnisbuch der Jugend „So sind wir!“, das jüngst im Verlag von Wilhelm Neclan jun. in Leipzig erschien, nimmt Frank Maske mit dem — nun sagen wir — Selbstbewußtsein, das die Jugend in stets auszeichnet, von dem Standpunkt der jüngeren Generation, in deren Namen er sprechen möchte, Stellung zu den verschiedensten Fragen des Lebens und der Kultur. Ein Abschnitt ist auch den Wandlungen gewidmet, die die Frau in den letzten Jahren erfahren hat und es ist nicht uninteressant, was Maske hierüber zu sagen hat. Es heißt da:

Die Änderung im seelischen Antlitz der Frauen hat bewirkt, daß aus dem Greichen noch geistern das Mädel von heute wurde: aufrecht und selbständig, strahlend und frei; voll Freude an der Welt, dabei tätig in Arbeit und Sport. Im Innersten freilich hat sich manches nicht geändert. Das Verlangen nach Glück ist geblieben, nach Glück durch einen Mann, durch einen Mann. Nur die Wege nach diesem Glück sind anders geworden. Nicht mehr sitzsam errotend sind unsere Mädchen, sinnige Augen aufschlagend, unerfahrener sich stellend als sie sind. Sondern selbstbewußter und gerader in ihrem Benehmen abgehärteter, und nicht mehr Jungfrau um jeden Preis. Das freilich sind sie nicht, als das sie manchmal hingestellt werden in der Art schlechter Filme: Autofahrerinnen ohne Herz, Tänzerinnen ohne Liebe, Oberfläche nur und Vergnügen. Gewiß: wo früher Oberfläche war in Gestalt blonder Zöpfe und blauer Augen und „Naivität“, ist heute wieder Oberfläche in Gestalt von Tanz meintwegen und leerem Betrieb; aus der sitzamen, blauäugigen Oberflächlichkeit und Nüchternheit wurde die geräuschvoll lärmende, ein wenig süßelose Oberflächlichkeit von heute.

Keineswegs typisch ist auch jener andere Fall: die nichts als erhaltende Frau, die Frau als bloßer Berufsmensch. Dieser handelt es sich um Selbst- und Fremdtäuschungen über das eigene Wesen, oder um eine fehlende Möglichkeit zu Selbsterkenntnis. Die hartnäckig in ihre Arbeit verbodren, auf den Mann angeblich stolz versichtenden Berufsfrauen von heute, die auf Liebe und Kinder als ihrer unwürdige Schwächen hinabschauen meinen, sind nur die moderne Umkehrung der alten Jungfer von einst. Fanden diese an einem Schicksalsheer oder einem Papagei den ewigen Gegenstand ihrer Liebe, so finden ihn heutige in der eifrigen Arbeit des Berufs. Neben dem Leben stehen beide eigentlich ohne Zweck in ihrem

Dasein. Gewiß sind ihrer heute sehr viele, die sich — halb freiwillig, halb gezwungen — einreden, in der Arbeit den Sinn ihres Daseins gefunden zu haben. Es ist nur eine Täuschung. Denn Liebe zum Mann und Wunsch nach Kindern gehören zum Wesen des Weibes, zu jenem Wesen, das sich nicht wandelt. Nur Form und Haltung ändern sich, die Art, in der jedes Wesen sich auswirkt.

Der Typus des Mädchens von einst war die — echte oder gespielte — Unschuld, Gretchen an Einfachheit, aber nicht Gretchen an Hingabe und Scharfsinn. Sie wurde von ihrem Mann „angebetet“, „verehrt“. Der Typus des Mädchens von heute ist die Kameradin, selbständig und erfahren in den Zufällen des Lebens wie der Mann, mitarbeitend an seiner Arbeit; vom Mann geachtet, geschätzt. Er spricht mit ihr über Dinge, bei deren Kennung sie einst hätte erröten müssen, offen und rückhaltlos. Das macht ja den neuen Frauentypus um soviel sympathischer als den alten; der alte war auf Verleugnung, Vertiefung und Heuchelei gegründet, auf zwangsweises Vernehaltenwerden von wichtigen Dingen des Lebens; in dem neuen ist viel mehr Wahrheit und Ehrlichkeit, Unmittelbarkeit, Aufrichtigkeit. Keines freilich, wie man von vorzüglichen Wahrheitsfanatikern fordern hörte, ist diese Aufrichtigkeit nie, kann sie nie sein (würde sie doch jede Spannung zwischen Mann und Frau zerstören, und anderes auch), braucht sie auch nie zu sein. Denn unbedingte Hüllenlosigkeit und Wahrhaftigkeit erscheint nur dem Bluts-Abstrakten als Ideal, nicht dem Lebendigen, auf den oft wirren und irren Regen des Lebens Gebenden.

Härter und herber sind unsere Mädchen, weniger verzärtelt und verzogen. Und sind doch durch und durch weislich geworden. Man sehe nur ein ganz äußeres Zeichen: auf der sonnenbräunten Haut ihrer Gesichter den unerlässlich gewordenen Puder; die moderne Herbeität und das „Ewigweibliche“. Und innerlich haben sie zwar nicht die vielerlei Gefühlsleben, die für ein wohlbesonnenes Mädchen der Vergangenheit obligatorisch waren; wohl aber sitzen sie noch genau so in ihren Grundfesten um den geliebten Mann, sind genau so eifersüchtig wie je, töten sich aus Schmerz (menn auch nicht mehr wie bei Hebbel, wegen bloßer Verführung) und sind wirklich und mochtast selb in der Liebe des Mannes.

1. Arbeite planmäßig, ohne Überanstrengung, unterbrich keine angefangene Arbeit, sondern vollende sie erst.
2. Unterrichte Dich über alle nouseitlichen Hilfsmittel zur Erleichterung Deiner Arbeit und wende sie an.
3. Entferne allen unnütigen Zierrat und alle Staubfänge, sowie alles nicht mehr Gebrauchsähige.
4. Laß keine Unordnung aufkommen und bringe alles nach Gebrauch gleich wieder an seinem richtigen Platz unter. Halte auch Deine Familienangehörigen ruhig und freundlich dazu an.
5. Vermeide jede überflüssige Arbeit. Pietät besteht nicht im Aufheben unnützer Sachen.
6. Verbringe Deine Zeit nicht mit unnötigen Einkäufen und wichtigen Unterhaltungen mit gleichgültigen Bekannten. Behalte aber Zeit für einfache und erfreuende Geselligkeit.
7. Laß weder schmutzige noch schadhafte Kleidungsstücke und Wäsche sich anhäufen, um so schwerer gestalten sich sonst Reinigung und Instandhaltung, und umso kürzere Zeit halten die Sachen.
8. Sei in jeder Hinsicht auf Sparsamkeit bedacht. Kauf nur gegen bar.
9. Vermeide aber jede falsche Sparsamkeit. Warte insbesondere auf alles, was Deiner und der Gesundheit Deiner Familie dient. Jede Unterlassung rächt sich hier durch Krankheit und besonders hohe Ausgaben.
10. Vergiß über all Deiner Arbeit nicht Dich selbst. Der Weg zur Hölle ist bekanntlich mit guten Vorläsen gepflastert; wenn die Straße aber zum Erfolge führen soll, muß man nach dem, was man sich vorgenommen hat, auch handeln.

Unsre Uhr

1 Hundert Millionenstel PS

Ihr habt sicher alle schon gesehen, welch ein Erstaunen sich auf dem Gesicht der „Flaschenkinder“ malt, wenn man ihnen eine tickende Taschenuhr an Ohr hält. Aber wir Menschen verlieren nur allzu schnell dies Staunen vor dem Wunder: die liebe Gewohnheit findet sich rasch in alles Neue, und wie deute der Beduinenscheid, der vielleicht noch vor einem Jahr entsetzt vor dem pferdelosen Wagen ausritt, heute selber am Steuer seines jurrenden Tourenautos sitzt, so tragen wir unsere Taschenuhr fortals mit uns herum, verlangen von ihr, daß sie selbstverständlich genau geht und ärgern uns noch, daß wir sie überhaupt aufstehen müssen. Ach, wir wissen ja gar nicht, was für ein wunderbares Edelwerk wir da tragen, das in unermüdlicher Willkürfüllung Stunde um Stunde, Minute um Minute und Sekunde um Sekunde peinlich genau für uns arbeitet, ob wir schlafen oder wachen gehen, laufen, sitzen oder liegen.

Und was dies kleine Lebewesen, so kann man es fast sagen, zu seinem jahrelangen geduldischen Tag- und Nachtwerk befähigt, ist der Geist seines Schöpfers, der es verstand, die fast zweihundert unendlich feinen Einzelteile zu schaffen und aneinanderzufügen, ihnen Antrieb zu geben und ihren Gang zu regeln. Die winzig und kostbar viele Teilchen sind, kann man daraus ersehen, daß das kleinste Schraubchen nur einen Durchmesser von 0,3 Millimeter hat und weniger als 1 Milligramm wiegt. Ein Kilogramm von diesen Schraubchen kostet ungefähr 300 000 Ml. Ein einziges Schraubchen ist also so viel wert wie ein Goldröhrchen von hundertfacher Gemüth! Dabei ist solch Schraubchen noch nicht einmal der wertvollste Theil, sondern das ist das kleine Schwungradchen, das unaufhörlich hin- und herhinwinkt und das man deshalb die „Unruh“ getauft hat. Diese „Unruh“ führt fünf Schläge in der Sekunde aus; das sind am Tage über 400 000. Wenn man das Zifferblatt der Uhr genau studiert, kann man sehen, daß sich der Sekundenzeiger in fünf kleinen Ruckbewegungen

von einem Sekundenstrich zum anderen bewegt. Auch der Minutenzeiger macht solche Fünftel-Sekunden-Sprünge, er rückt also 300mal, bis er von einem Minutenstrich zum andern gelangt. Besser als an Taschenuhren kann man das natürlich an Stunduhren beobachten.

Damit sich nun bei je emfiger und langanhaltender Bewegung die Ähren der Rädchen nicht abnutzen, sind die Ährensapfen buchstäblich dünn wie ein Menschenhaar, und dazu aus hochglanzpoliertem Stahl. Sie liegen in Lagern aus härtestem Edelstein, aus Rubin oder Saphir oder gar Diamant. Und auch diese Ährenlager müssen geölt werden, aber nur damit der Stahl nicht rosten kann.

Den Antrieb der Uhr leistet die Zugfeder, deren aufgespeicherte Kraft für anderthalb Tage ausreichen muß, und ist doch nur eine winzige Kraft, nämlich der hundertmillionste Teil einer Pferdekraft (PS).

ist dies ewige kleine Arbeitstier nicht ein ganz kostbares Ding, das man mit Liebe und Ehrfurcht behandeln muß? Und wie roh sind wir schon mit der Uhr umgegangen — einmal beim Baden sogar ins Wasser! — und dann wundern wir uns, daß sie einmal die Zeit verliert und zu tiden aufhört! Da haben wir gar gelopft oder sie auf die Tischkante aufgeschlagen! Jetzt bringen wir sie lieber gleich zum Onkel Doktor Uhrmacher, damit er das franke Wundertierchen wieder heilt.

Ein geschicktes Münzengreifen!



Legt 3 größere Geldstücke auf den Handrücken (Abb. 1) dann schnell eine Bewegung mit dem Arm nach unten (Abb. 2): die Münzen schweben einen Moment in der Luft und werden nun nacheinander ergriffen.

		11
15		
20	21	
25		
		34

1. Name
 2. Geburts-
 3. Ort
 4. Beruf
 5. Religion
 6. Familien-
 7. Stand
 8. Wohnort
 9. Geburts-
 10. Ort
 11. Beruf
 12. Religion
 13. Familien-
 14. Stand
 15. Wohnort
 16. Geburts-
 17. Ort
 18. Beruf
 19. Religion
 20. Familien-
 21. Stand
 22. Wohnort
 23. Geburts-
 24. Ort
 25. Beruf
 26. Religion
 27. Familien-
 28. Stand
 29. Wohnort
 30. Geburts-
 31. Ort
 32. Beruf
 33. Religion
 34. Familien-
 35. Stand
 36. Wohnort
 37. Geburts-
 38. Ort
 39. Beruf
 40. Religion
 41. Familien-
 42. Stand
 43. Wohnort
 44. Geburts-
 45. Ort
 46. Beruf
 47. Religion
 48. Familien-
 49. Stand
 50. Wohnort
 51. Geburts-
 52. Ort
 53. Beruf
 54. Religion
 55. Familien-
 56. Stand
 57. Wohnort
 58. Geburts-
 59. Ort
 60. Beruf
 61. Religion
 62. Familien-
 63. Stand
 64. Wohnort
 65. Geburts-
 66. Ort
 67. Beruf
 68. Religion
 69. Familien-
 70. Stand
 71. Wohnort
 72. Geburts-
 73. Ort
 74. Beruf
 75. Religion
 76. Familien-
 77. Stand
 78. Wohnort
 79. Geburts-
 80. Ort
 81. Beruf
 82. Religion
 83. Familien-
 84. Stand
 85. Wohnort
 86. Geburts-
 87. Ort
 88. Beruf
 89. Religion
 90. Familien-
 91. Stand
 92. Wohnort
 93. Geburts-
 94. Ort
 95. Beruf
 96. Religion
 97. Familien-
 98. Stand
 99. Wohnort
 100. Geburts-
 101. Ort
 102. Beruf
 103. Religion
 104. Familien-
 105. Stand
 106. Wohnort
 107. Geburts-
 108. Ort
 109. Beruf
 110. Religion
 111. Familien-
 112. Stand
 113. Wohnort
 114. Geburts-
 115. Ort
 116. Beruf
 117. Religion
 118. Familien-
 119. Stand
 120. Wohnort
 121. Geburts-
 122. Ort
 123. Beruf
 124. Religion
 125. Familien-
 126. Stand
 127. Wohnort
 128. Geburts-
 129. Ort
 130. Beruf
 131. Religion
 132. Familien-
 133. Stand
 134. Wohnort
 135. Geburts-
 136. Ort
 137. Beruf
 138. Religion
 139. Familien-
 140. Stand
 141. Wohnort
 142. Geburts-
 143. Ort
 144. Beruf
 145. Religion
 146. Familien-
 147. Stand
 148. Wohnort
 149. Geburts-
 150. Ort
 151. Beruf
 152. Religion
 153. Familien-
 154. Stand
 155. Wohnort
 156. Geburts-
 157. Ort
 158. Beruf
 159. Religion
 160. Familien-
 161. Stand
 162. Wohnort
 163. Geburts-
 164. Ort
 165. Beruf
 166. Religion
 167. Familien-
 168. Stand
 169. Wohnort
 170. Geburts-
 171. Ort
 172. Beruf
 173. Religion
 174. Familien-
 175. Stand
 176. Wohnort
 177. Geburts-
 178. Ort
 179. Beruf
 180. Religion
 181. Familien-
 182. Stand
 183. Wohnort
 184. Geburts-
 185. Ort
 186. Beruf
 187. Religion
 188. Familien-
 189. Stand
 190. Wohnort
 191. Geburts-
 192. Ort
 193. Beruf
 194. Religion
 195. Familien-
 196. Stand
 197. Wohnort
 198. Geburts-
 199. Ort
 200. Beruf
 201. Religion
 202. Familien-
 203. Stand
 204. Wohnort
 205. Geburts-
 206. Ort
 207. Beruf
 208. Religion
 209. Familien-
 210. Stand
 211. Wohnort
 212. Geburts-
 213. Ort
 214. Beruf
 215. Religion
 216. Familien-
 217. Stand
 218. Wohnort
 219. Geburts-
 220. Ort
 221. Beruf
 222. Religion
 223. Familien-
 224. Stand
 225. Wohnort
 226. Geburts-
 227. Ort
 228. Beruf
 229. Religion
 230. Familien-
 231. Stand
 232. Wohnort
 233. Geburts-
 234. Ort
 235. Beruf
 236. Religion
 237. Familien-
 238. Stand
 239. Wohnort
 240. Geburts-
 241. Ort
 242. Beruf
 243. Religion
 244. Familien-
 245. Stand
 246. Wohnort
 247. Geburts-
 248. Ort
 249. Beruf
 250. Religion
 251. Familien-
 252. Stand
 253. Wohnort
 254. Geburts-
 255. Ort
 256. Beruf
 257. Religion
 258. Familien-
 259. Stand
 260. Wohnort
 261. Geburts-
 262. Ort
 263. Beruf
 264. Religion
 265. Familien-
 266. Stand
 267. Wohnort
 268. Geburts-
 269. Ort
 270. Beruf
 271. Religion
 272. Familien-
 273. Stand
 274. Wohnort
 275. Geburts-
 276. Ort
 277. Beruf
 278. Religion
 279. Familien-
 280. Stand
 281. Wohnort
 282. Geburts-
 283. Ort
 284. Beruf
 285. Religion
 286. Familien-
 287. Stand
 288. Wohnort
 289. Geburts-
 290. Ort
 291. Beruf
 292. Religion
 293. Familien-
 294. Stand
 295. Wohnort
 296. Geburts-
 297. Ort
 298. Beruf
 299. Religion
 300. Familien-
 301. Stand
 302. Wohnort
 303. Geburts-
 304. Ort
 305. Beruf
 306. Religion
 307. Familien-
 308. Stand
 309. Wohnort
 310. Geburts-
 311. Ort
 312. Beruf
 313. Religion
 314. Familien-
 315. Stand
 316. Wohnort
 317. Geburts-
 318. Ort
 319. Beruf
 320. Religion
 321. Familien-
 322. Stand
 323. Wohnort
 324. Geburts-
 325. Ort
 326. Beruf
 327. Religion
 328. Familien-
 329. Stand
 330. Wohnort
 331. Geburts-
 332. Ort
 333. Beruf
 334. Religion
 335. Familien-
 336. Stand
 337. Wohnort
 338. Geburts-
 339. Ort
 340. Beruf
 341. Religion
 342. Familien-
 343. Stand
 344. Wohnort
 345. Geburts-
 346. Ort
 347. Beruf
 348. Religion
 349. Familien-
 350. Stand
 351. Wohnort
 352. Geburts-
 353. Ort
 354. Beruf
 355. Religion
 356. Familien-
 357. Stand
 358. Wohnort
 359. Geburts-
 360. Ort
 361. Beruf
 362. Religion
 363. Familien-
 364. Stand
 365. Wohnort
 366. Geburts-
 367. Ort
 368. Beruf
 369. Religion
 370. Familien-
 371. Stand
 372. Wohnort
 373. Geburts-
 374. Ort
 375. Beruf
 376. Religion
 377. Familien-
 378. Stand
 379. Wohnort
 380. Geburts-
 381. Ort
 382. Beruf
 383. Religion
 384. Familien-
 385. Stand
 386. Wohnort
 387. Geburts-
 388. Ort
 389. Beruf
 390. Religion
 391. Familien-
 392. Stand

30
 31
 32
 33
 34
 35
 36
 37
 38
 39
 40
 41
 42
 43
 44
 45
 46
 47
 48
 49
 50
 51
 52
 53
 54
 55
 56
 57
 58
 59
 60
 61
 62
 63
 64
 65
 66
 67
 68
 69
 70
 71
 72
 73
 74
 75
 76
 77
 78
 79
 80
 81
 82
 83
 84
 85
 86
 87
 88
 89
 90
 91
 92
 93
 94
 95
 96
 97
 98
 99
 100
 101
 102
 103
 104
 105
 106
 107
 108
 109
 110
 111
 112
 113
 114
 115
 116
 117
 118
 119
 120
 121
 122
 123
 124
 125
 126
 127
 128
 129
 130
 131
 132
 133
 134
 135
 136
 137
 138
 139
 140
 141
 142
 143
 144
 145
 146
 147
 148
 149
 150
 151
 152
 153
 154
 155
 156
 157
 158
 159
 160
 161
 162
 163
 164
 165
 166
 167
 168
 169
 170
 171
 172
 173
 174
 175
 176
 177
 178
 179
 180
 181
 182
 183
 184
 185
 186
 187
 188
 189
 190
 191
 192
 193
 194
 195
 196
 197
 198
 199
 200
 201
 202
 203
 204
 205
 206
 207
 208
 209
 210
 211
 212
 213
 214
 215
 216
 217
 218
 219
 220
 221
 222
 223
 224
 225
 226
 227
 228
 229
 230
 231
 232
 233
 234
 235
 236
 237
 238
 239
 240
 241
 242
 243
 244
 245
 246
 247
 248
 249
 250
 251
 252
 253
 254
 255
 256
 257
 258
 259
 260
 261
 262
 263
 264
 265
 266
 267
 268
 269
 270
 271
 272
 273
 274
 275
 276
 277
 278
 279
 280
 281
 282
 283
 284
 285
 286
 287
 288
 289
 290
 291
 292
 293
 294
 295
 296
 297
 298
 299
 300
 301
 302
 303
 304
 305
 306
 307
 308
 309
 310
 311
 312
 313
 314
 315
 316
 317
 318
 319
 320
 321
 322
 323
 324
 325
 326
 327
 328
 329
 330
 331
 332
 333
 334
 335
 336
 337
 338
 339
 340
 341
 342
 343
 344
 345
 346
 347
 348
 349
 350
 351
 352
 353
 354
 355
 356
 357
 358
 359
 360
 361
 362
 363
 364
 365
 366
 367
 368
 369
 370
 371
 372
 373
 374
 375
 376
 377
 378
 379
 380
 381
 382
 383
 384
 385
 386
 387
 388
 389
 390
 391
 392
 393
 394
 395
 396
 397
 398
 399
 400
 401
 402
 403
 404
 405
 406
 407
 408
 409
 410
 411
 412
 413
 414
 415
 416
 417
 418
 419
 420
 421
 422
 423
 424
 425
 426
 427
 428
 429
 430
 431
 432
 433
 434
 435
 436
 437
 438
 439
 440
 441
 442
 443
 444
 445
 446
 447
 448
 449
 450
 451
 452
 453
 454
 455
 456
 457
 458
 459
 460
 461
 462
 463
 464
 465
 466
 467
 468
 469
 470
 471
 472
 473
 474
 475
 476
 477
 478
 479
 480
 481
 482
 483
 484
 485
 486
 487
 488
 489
 490
 491
 492
 493
 494
 495
 496
 497
 498
 499
 500
 501
 502
 503
 504
 505
 506
 507
 508
 509
 510
 511
 512
 513
 514
 515
 516
 517
 518
 519
 520
 521
 522
 523
 524
 525
 526
 527
 528
 529
 530
 531
 532
 533
 534
 535
 536
 537
 538
 539
 540
 541
 542
 543
 544
 545
 546
 547
 548
 549
 5

leben?"
"Ja,"
"unser So
ich bin
recht we
mangier

...Hilf
...Berf
...ben v
...ia g
...en."



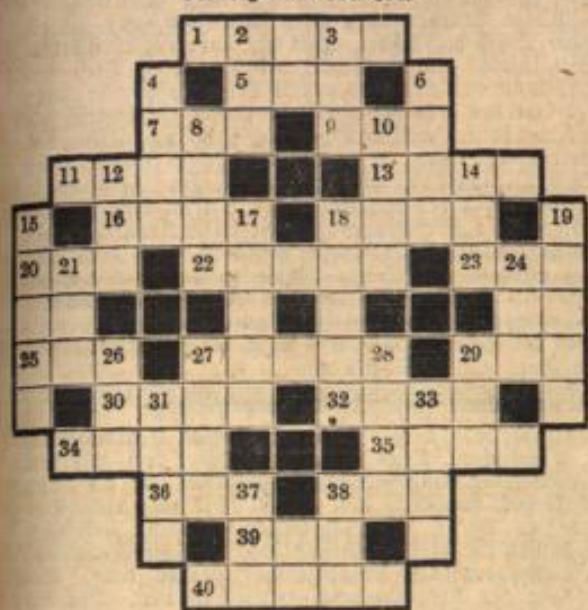
Rätsel und Spiele.



Schach-Spalte.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Kreuzwort-Rätsel.



Waagerecht: 1. Streckenmaß, 5. Männername, 7. Teil eines Grundstücks, 9. Zeitmaß, 11. Gewässer, 13. Schuttdamm (5 = 1 Buchst.), 16. Brennmaterial, 18. Fisch, 20. Getränk, 22. Komponist von „Fra Diavolo“, 23. Niedererschlag, 25. bayrisch: Knabe, 27. Frauenname, 29. Götin der Verblendung, 31. Brettspiel, 32. Gräserart, 34. Kopfbedeckung, 35. geheimes Bericht, 36. alte Waffe, 38. Wappentier, 39. Getreide, 40. Teil des Baumes.

Senkrecht: 2. Zahlwort, 3. Tiefen-Messgerät, 4. Knabenname, 6. Insektenfresser, 8. Fluß zur Saale, 10. Bluffanal, 12. Lebensbund, 14. Hülfswort, 15. Wohnzimmer, 17. Kopfteil, 18. Fluß zur Nordsee, 19. Hunderrasse, 21. Straußenvogel, 24. Schutzwort, 26. Grub, 27. Rühmutter, 28. Möbelstück, 30. Körperpart, 31. Wasserpflanze, 33. innerer Körperpart, 37. Farbe, 38. Viehweide.

Rätselhafte Inschrift.



Das Schiff.

Der Freier nur halb, der Eh'gemahl ganz,
So trägt sie der Wogen stürmischen Tanz.

Silben-Rätsel.

al — ber — da — dau — dau — de —
di — dorf — du — e — e — e — ed — eu —
— ga — gen — hac — ing — kat —
ke — kro — le — len — ma — mant —
me — men — meil — mo — mol —
na — nach — ne — neu — ob — pli —
ri — ro — ry — sau — schütz — se —
se — ski — ster — stow — ta — te —
to — wer — zeh — zet.

Aus obigen Silben sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, eine Stelle aus Goethes Iphigenie ergeben.

1. Gattin des Orpheus, 2. Zeitabschnitt, 3. Vorort von Berlin, 4. Gewürz, 5. Nordische Dichtungen, 6. Fluß in Rußland, 7. Blume, 8. Körperpart, 9. Fluß in Kaufmann, 10. Insekt, 11. Bild, 12. Abschrift, 13. Stadt in Schlesien, 14. Biblische Person, 15. Stadt am Nil, 16. Librettist, 17. Kalender, 18. Geistesbeschwörer, 19. Krankheit, 20. Waffe.

Magisches Quadrat.

Unter Verwendung der Buchstaben

a, d, d, e, e, e, e, e, f, g, g, l, r, r, u, u

setze man in die waagerechten und senkrechten Reihen des Quadrats Wörter von folgender Bedeutung:

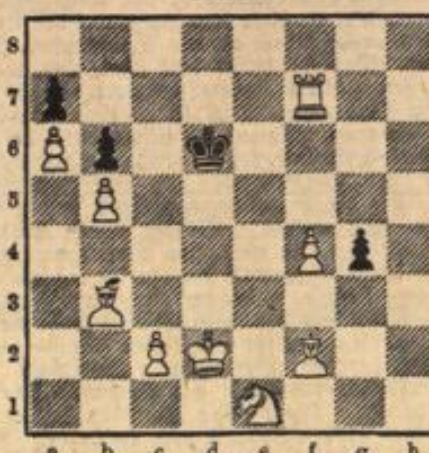
Das Erste nennt Dir ein Sinnesglied,
Das Zweite sich am Fluß' langweilt,
Das Dritte, ich glaub', ist heut' von Ruten,
Das Vierte nennt uns 'nen Planeten.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Waagerecht: 1. Klem, 4. Klee, 8. Blau, 10. Buche, 12. Bahr, 13. Ara, 15. Lord, 17. Buch, 18. See, 20. zu, 21. Rest, 22. Erna, 24. Sohn, 25. Esja, 26. Ofte, 28. Luge, 30. Cham, 31. Ali, 33. Shaw, 35. Sau, 37. Eben, 39. Cham, 41. Joel, 42. Enal, 43. Ober, 44. Gio, 45. Tal. Senkrecht: 1. All, 2. Taubenstern, 3. eu, 6. Eulenspiegel, 7. Echo, 8. Bar, 9. Ur, 11. Era, 12. Bonfels, 13. Acht, 14. Ale, 16. Dufaten, 19. Er, 21. Rho, 23. Aue, 25. Spiegel, 27. Eins, 28. lau, 29. Ehe, 32. Tel, 34. Ahe, 36. Ar, 38. Der, 40. Rai, 41. Ida. — Magische Figur: 1. Nutria, 2. Albene, 3. Breite, 4. Winter. — Hintergedanken: Erwin — Erbin. — Silben-Rätsel: 1. Perlmutter, 2. Indisch, 3. Eiba, 4. Abfchen, 5. Lurus, 6. Linte, 7. Eifer, 8. Rasthorn, 9. Era, 10. Garle, 11. Rischab, 12. Doktor, 13. Jolan, 14. Eule, 15. Jannings, 16. Limmang, 17. Nero, 18. Gewehr, 19. Einhorn, 20. Reuhaus, 21. Leinwand, 22. Erbsbrot, 23. Haifisch, 24. Rudow, 25. Dogge, 26. Edith, 27. Juter. — Die Alten ehr', die Jungen lehr', dein Haus ernähr', des Jorns dich wehr'.

Nr. 43. Paul Buerke, Dotzheim.

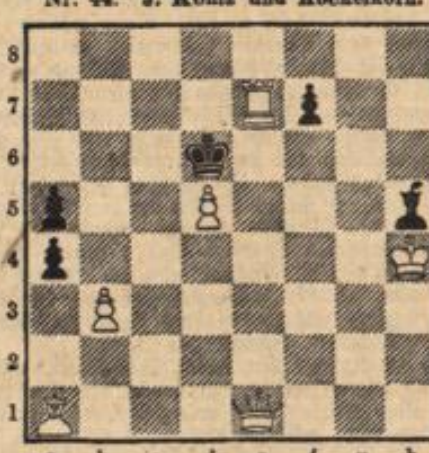
Urdruck.



Weiß: Kd2, Tf7, Lb3, f2, Se1, Ba6, b5, c2, f4.
Schwarz: Kd6, Ba7, b6, g4.

Matt in 3 Zügen.

Nr. 44. J. Kohitz und Kockelkorn.



Weiß: Kh4, De1, Te7, La1, Bb3, d5.
Schwarz: Kd6, Lh5, Ba4, a5, f7.

Matt in 3 Zügen.

Großmeister Bogoljubow, der sich kürzlich in Finnland aufhielt und daselbst außer Simultan-Vorstellungen auch Vorträge über die moderne Entwicklung der Schach-Theorie gab, schreibt: Ich hatte den Eindruck, daß meine Vorträge von meiner ganzen Tätigkeit in Finnland den meisten Anklang fanden. Dies ist bezeichnend für unsere Zeit. Das Interesse für Simultan-Vorstellungen, die früher vorherrschend waren, wird dagegen geringer. Dies bedeutet, daß das Schach mehr und mehr als Wissen und Kunst geschätzt und als solche auch bei den Amateuren über das rein sportliche und spielerische Interesse nach und nach die Oberhand gewinnen wird. Leider übersehen diesen Umstand noch viele Schachorganisationen vollständig und wollen teilweise Schach gleich jedem anderen Sport behandeln. Diese Bemerkungen des Großmeisters decken sich vollständig mit den Erfahrungen, die die hiesigen Schachvereine schon seit längerer Zeit gemacht haben. Auch die meisten Wiesbadener Schachspieler ziehen Vorträge berühmter Großmeister deren Reihenspiele bei weitem vor.

Partie Nr. 18. Gespielt im Meisterschaftsturnier des Mittelrh. Schachbundes in Ems am 5. April 1931. Spanische Partie.

Weiß: Svenson (Wiesb.); Schwarz: Hillesheim (Kreuznach).

1. e4—e5, 2. Sf3—Sc6, 3. Lb5—a6, 4. Lxc6—dxc6, 5. d4—exd4, 6. Dxd4—Dxd4, 7. Sxd4—Ld7, 8. e3. Die Chancen, die sich hier ergeben für Weiß, sind in dem Mehrbauern auf dem Königsflügel und dem entsprechenden Aufmarsch dieser Bauern zu suchen, wie es Lasker bekanntlich in seiner Entscheidungspartie gegen Capablanca in Petersburg 1914 nachzuweisen vermochte. Die von Weiß hier gewählte Spielweise ist weniger geeignet für Weiß einen Vorteil herauszuholen. 8. ... 0-0-0. In der erwähnten Partie Lasker-Capablanca rochierte Schwarz kurz und kam in Nachteil. 9. Sd2—Te8. In einer Partie Baras-Schlechter in Breslau 1912 geschah 9. ... Se7, 10. 0-0-0—c5, 11. Se2—Sc6, 12. Sf3—Le7 mit gleichem Spiel. Euwe spielte dagegen in Plistian 1922 9. g6, 10. 0-0-0—Lg7, 11. Se2—Le7, 12. Ld4—f6. Der Textzug hat den Vorzug, daß er auf den e-Bauernabtausch oder dessen Isolierung spielt. 10. f3—c5, 11. Se2—f5, 12. Kf2—Sf6, 13. Sg3—(xe4, 14. Sdxe4—Sxe4, 15. Sxe4—b6, 16. c4. Statt des Planes mit dem Springer auf d5 sich festzusetzen, kam 16. Ld2—Le7, 17. Lc3—Tg8 in Betracht. 16. ... Lc6, 17. Sc3—g6, 18. Td1—Lg7, 19. Td3—Tc6, 20. Thd1—Thc8, 21. Td1d2—Le5, 22. g3. Wenn Schwarz seine Türme auf der e-Linie nicht verdoppelt hätte, wäre 22. Kg1 möglich. 22. ... Tf8, 23. Sd5—Tf7, 24. b3—Te8, 25. a4—a5. Notwendig um das Gegenseitige auf dem Damenflügel zu vermeiden. 26. Lf4—Ld4+, 27. Le3—Lg7, 28. Lf4—Lxd5, 29. exd5—Ld4+, 30. e3—Lxe3, 31. Txe3—Txe3, 32. Txe3—Te7+, 33. Kd3—Kd7, 34. Kc4—g5, 35. h4—g×h4, 36. g×h4—Tf7, 37. Te2—Txf3, 38. Te4—h5. Aufgegeben. Glossen vom Weißspieler.

Lösungen: Nr. 18. 1. Sf2+. Nr. 19. 1. Sd2+. Nr. 20. 1. Se4—Kg2, 2. Df2+; 1. ... Ke1, 2. Dc2; 1. ... Ke2, 2. Sc1. Nr. 21. 1. Sc5—Kc4, 2. Se2; 1. ... Kd6, 2. Sf5+. Nr. 22. 1. Dd6+—Kc8, 2. Sf7; 1. ... Kd7, 2. b7+. Nr. 23. 1. Dc6—Kd3, 2. Sa2; 1. ... Kd1, 2. Sb4. Nr. 24. 1. Sg6—Kh5, 2. Dc7; 1. ... Kc5, 2. Dd3; 1. ... Kd6, 2. De4. Nr. 25. 1. Sb3—Kc4, 2. Dc2. Nr. 26. 1. Dd1—Kb2, 2. Dc2+; 1. ... Kxb4, 2. Db3+; 1. ... Kc4, 2. Dd2. Nr. 27. 1. Sf4—Kg1, 2. De1; 1. ... Kxf2, De2+. Nr. 28. 1. Sg4—Kc4, 2. Sf4. — Angegeben von Ingenieur Schmitt und Paul Buerke.

Lüftigen Lkn.



Grund genug.

„Warum kommst Du denn so spät zum Essen?“
„Ja weißt Du, da hatte einer fünf Mark verloren, und da haben eine ganze Menge Menschen drum herum und suchen.“
„Na, da brauchst du doch aber nicht auch stehensubleiben.“
„Aber Frau, — ich stand doch auf den fünf Mark!“

Der Weg zum Ruhm.

„Wie sind Sie mit Ihrem neuen Kellner-Agenten zufrieden?“ fragte man die Filmbildner. „Der Mann ist großartig“, rief sie begeistert. „Wir sind zweimal ausgeraubt, unser Haus ist abgebrannt, unser Wagen zertrümmert, und ich bin von einem unbekannten Feinde mit dem Tode bedroht worden — alles in der kurzen Zeit, seitdem ich ihn engagiert habe.“

Ihr Anspruch.

„Aber meine Dame, Sie haben keinen Anspruch“, sagte der Versicherungsagent. „Ihr Mann war nicht für sein Leben versichert, sondern nur gegen Feuer.“ Deshalb komme ich gerade“, beharrt sie. „Er hat sich doch verbrennen lassen.“



„Eine Portion Insektenpulver.“
„Für wieviel, bitte?“
„Na, für etwa zwanzigtausend Stück.“

Humor des Auslandes.

Im Frühling.
Sie: „Wenn wir erst verheiratet sind, werde ich alle Sorgen und Kummernde geteilt mit Dir teilen.“
Er: „Aber Schätzchen, ich habe doch gar keine Sorgen!“
Sie: „Nun, ich sagte ja auch, wenn wir verheiratet sind.“
Zwei streiten sich.
Ein sehr magerer und ein recht umfangreicher Mann haben einen Wortwechsel. Der Dicke: „Wenn man Sie ansieht, muß man denken, es sei eine Hungersnot im Lande!“
Der Dünne: „So, und wenn man Sie betrachtet, glaubt man, Sie hätten Sie verurteilt!“ (Tit-Bits.)
Abgewiesen.
„Sagtest du denn nicht, als du ihr den Antrag machtest, daß du ihrer unwürdig seiest? So etwas macht immer einen guten Eindruck!“ — „Ich wollte es so, aber sie sagte es schon vorher.“ (Humorist.)
Hausmusik.
„Was spielt denn eigentlich Ihre Tochter auf dem Klavier?“
„Oh — die macht einen Hayden-Lärm!“ (Rebelpalster.)

Handwerk und Gewerbe.

Staat und Handwerk.

Von Dr. S. Schneider.

Die Entwicklung des Handwerks ist sehr wechselvoll gewesen. Es gab eine Zeit, da viele dem Handwerk den Untergang voraussagten, insbesondere als die Großindustrie ihren Siegeszug begann. Das Handwerk lebt aber noch, wovon erst die kürzlich veranstaltete Reichs-Handwerker-Woche den glänzenden Beweis erbrachte. Auch ist es längst auf dem Lande heimisch geworden, während es früher durch die Gesetze auf die Stadt beschränkt blieb. Welche Stellung der Staat im Laufe der Jahrhunderte zum Handwerk eingenommen, und welche die Beziehungen zwischen beiden waren, soll hier näher erörtert werden. Bei den vielen Kämpfen der zahlreichen geistlichen und weltlichen Einzelgewalten im Mittelalter gegen die Kaisergewalt fanden die mächtigsten blühenden deutschen Städte in diesem Streit meist auf der Seite des Reichsoberhauptes, das ihnen für diese Treue manche Privilegien verlieh. Nicht zuletzt aus diesem Grunde zeigen die Städte einen großen Aufschwung. Innerhalb des städtischen Lebens nahm vor allem das Handwerk eine bedeutende Stellung ein. Die meisten deutschen Städte erhielten damals einen großen Zutrom vom Lande her. Nicht wenige Häufige und auch freie Landbewohner zogen in die Stadt. Dort gab es keine Grundrente und keine persönliche Leisten. Es galt der Satz „Stadtluft macht frei“, das heißt: bisher Hörige wurden freie und städtische Bürger, wenn sie ein Jahr und sechs Wochen in der Stadt gewohnt hatten. Aus den eingewanderten Bürgern bildete sich nach und nach ein einheitlicher Handwerkerstand. In den meisten Städten waren alle Gewerksweige vertreten, so daß sie eine geschlossene Stadtwirtschaft hatten. Gern wohnten die gleichen Handwerker nach Strohen zusammen, worauf noch heute die Namen vieler Straßen hinweisen. Ebenso schlossen sich die einzelnen Gewerbe zu wohlgeordneten Zünften (Zünften) zusammen, die im Mittelalter das Handwerk zur Blüte und zu hohem Ansehen gebracht und zur Entwicklung des Selbstgefühls und des Standesbewußtseins der Handwerker beigetragen haben. Sie standen den alten Geschlechtern (Patriziern), in deren Hände die Herrschaft über die Stadt lag, oft als schroffe Feinde gegenüber. Der Kampf wurde in manchen Städten sogar blutig ausgefochten, um Anteil an der Stadtverwaltung zu erhalten.

Seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts war die Entwicklung des Handwerks auf einen toten Punkt gekommen, und es trat allmählich ein Verfall der Zünfte ein. Der gesellschaftliche Zwang, der den freien Wettbewerb unterband — Lehr- und Wanderzeit waren genau vorgeschrieben, der Aufstieg in eine andere Zunft und der Versuch in eine andere Stadt waren nicht gestattet usw. — beschleunigte den Zusammenbruch der alten Zunftverfassung. In der Mitte des 18. Jahrhunderts bestrebt waren, in ihrem Lande neue Gewerksweigen einzuführen und die Auswüchse des Zunftwesens zu beseitigen. Nachdem die französische Fremdherrschaft in den Rheinländern die Zünfte und Innungen hinweggejagt hatte und Gewerbefreiheit, freie Konkurrenz und Freizügigkeit an ihre Stelle getreten waren, führte auch Preußen im Jahre 1810 unter seinem Staatskanzler Hardenberg im Rahmen des gesamten staatlichen Neubaus, der nach Jena und Aachen sich eine geschäftliche Notwendigkeit geworden war, die Gewerbefreiheit ein und hob den Zunftzwang auf. Ein Gewerbeführer, der bei der Staatsbehörde zu lösen war, sollte genügen, das Handwerk selbständig zu betreiben, für das er Lust und Liebe besaß. Die Entwicklung des Handwerks im 19. Jahrhundert verdrängte aber das Handwerk immer mehr und die völlige Gewerbefreiheit begünstigte das Fluktuieren. Deshalb mußten auf Wunsch der Handwerker wieder Beschränkungen eingeführt werden. Durch ver-

schiedene Gesetze und Verordnungen wurde eine staatliche Aufsicht eingeführt und für die meisten Handwerker ein Befähigungsnachweis auf Grund von Handwerkerprüfungen verlangt.

Die Grundlage für die gesamte heutige Handwerker-gesetzgebung bildet die Gewerbeordnung von 1869, die aber bis auf unsere Zeit durch zahlreiche Zusatzbestimmungen nicht unwesentlich geändert worden ist. So sind durch die Novelle zur Gewerbeordnung von 1897 wieder die Innungen ins Leben gerufen worden. Sie sollen vor allem das Lehrlingswesen beaufsichtigen, was für die Heranbildung eines tüchtigen Handwerkerstandes von größter Bedeutung ist. „Meister darf sich nur derjenige Handwerker nennen, der die Meisterprüfung bestanden hat und das Recht besitzt, Lehrlinge für das von ihm betriebene Handwerk anzuleiten.“ Das Recht, für alle verbindliche Preise festzusetzen, haben sie nicht. Es gibt freie Innungen und Zwangsinnungen: Freie Innungen werden diese Handwerker-vereinigungen genannt, weil der Eintritt der Gewerbetreibenden in diese Körperschaften freiwillig ist. Aber auch sie stehen unter staatlicher Aufsicht. Zwangsinnungen müssen dann gebildet werden, wenn die Versuche, eine freie Innung zu bilden, fehlschlagen und außerdem die Mehrheit der Handwerksmeister eine für die Bildung einer Zwangsinnung beabsichtigende Erklärung bei der Ortsbehörde abgibt. Dieser Innung müssen dann auch die bei der Abstimmung in der Minderheit gebliebenen Meister beitreten. Der Innungsausschuss und das von diesem als ständige Geschäftsstelle eingerichtete Handwerksamt sind die Körperschaften, bei denen sich der Handwerker Rat und Hilfe holen soll. Zur Wahrung der Rechte der Gesellen muß bei jeder Innung ein Gesellenausschuss gebildet werden. Die Innungen erfüllen eine ganze Reihe sehr wichtiger Aufgaben. Durch Einrichtung von Fachschulen und Fortbildungslehrgängen, durch Gründung von Sterbe- und Unterstützungskassen usw. tragen die Innungen zur Hebung des wirtschaftlichen und geistigen Hochstands des Handwerks sehr viel bei.

Als Helferinnen und Beraterinnen der Handwerker sind als ihre gesetzlichen Vertreter die Handwerkskammern eingerichtet worden. Ihre Mitglieder sind selbständige Handwerksmeister, die von den Innungen gewählt werden. Dem Vorsitzenden steht ein juristisch vorgebildeter Beamter als Berater zur Seite. Die Handwerkskammern stehen unter der Aufsicht der Regierungspräsidenten und sind das Bindeglied zwischen den Behörden und dem Handwerkerstand. Ein von der Regierung ernannter Beamter, der zu allen Versammlungen einzuholen ist, wahrt die ständige Verbindung zwischen seiner Behörde und der Handwerkskammer, die besonders bei der Abhaltung der Gesellen- und Meisterprüfung bedeutsam in die Erscheinung tritt. Ihre Spitzenvertretung haben die Handwerkskammern in den Deutschen Handwerks- und Gewerbeverband. Das vom Reichstag im Februar 1929 verabschiedete Handwerker-gesetz bringt für das Handwerk sehr wichtige Neuerungen, wie Verbesserung des Verfahrens bei den Handwerkskammerwahlen, Einrichtung der Handwerksrolle, Aufstellung von bezahlten Sachverständigen durch die Handwerkskammern usw. Auch dem gewerblichen Schulwesen widmet der Staat seine größte Aufmerksamkeit, um ein gut geschultes Arbeiterpersonal zu bekommen, das die deutsche Industrie konkurrenzfähig macht.

Mögen diese wichtigen Veränderungen auf dem Gebiet der Handwerker-gesetzgebung und das dem Handwerk seitens des Staates gewährte Interesse dem jetzt durch die Not der Zeit schwer bedrängten Handwerkerstand zum Segen gereichen.

Verlängerung des Lehrvertrages durch Krankheit.

In vielen Lehrverträgen wird vereinbart, daß sich die Dauer der Lehre verlängert, wenn der Lehrling eine erhebliche Zeit infolge von Krankheit verläßt hat. Diese Bestimmung kann nach der ständigen Rechtsprechung nicht dahin ausgelegt werden, daß sich der Lehrvertrag automatisch um die Zeit verlängert, während der der Lehrling infolge von Krankheit gefehlt hat. Aber die rechtlichen Folgen einer derartigen Bestimmung eines Lehrvertrages heißt es in einer Entscheidung des Arbeitsgerichts Berlin: Aus der Bestimmung eines Lehrvertrages, daß die durch Krankheit über 13 Wochen verläßte Zeit nachzulernen ist, kann noch nicht gefolgert werden, daß sich die Lehrzeit automatisch um die Dauer der 13 Wochen übersteigenden Krankheit verlängert. Voraussetzung für eine derartige Verlängerung wäre vielmehr, daß der Lehrling tatsächlich durch die Krankheit etwas verläßt hat. (23 A. C. 378/30.)

Fortbildungsschule und Lehrlingsvergütung.

Lehrlinge sind in der Regel verpflichtet, Fortbildungsschulen zu besuchen. Dem Lehrherrn steht es frei, mit dem Lehrling Vereinbarungen darüber zu treffen, ob die durch den Schulbesuch verläßte Zeit bezahlt wird oder nicht. Das Arbeitsgericht Berlin hat ausdrücklich festgestellt, daß nach dem Grundsatze der Vertragsfreiheit die Schulbesuchszeit von der Lehrlingsvergütung ausgenommen werden kann. Der Entscheidung des Arbeitsgerichts entnehmen wir: Der Arbeitgeber ist verpflichtet, einem jugendlichen Arbeiter die zum Besuch der Pflichtfortbildungsschule erforderliche Zeit zu gewähren. Trifft er keine besonderen Vereinbarungen, so muß er die durch den Schulbesuch verläßte Zeit mitbezahlen. Eine ausdrückliche Vereinbarung, daß die Schulbesuchszeit nicht bezahlt wird, ist zulässig, da Vertragsfreiheit besteht. Die bloße Bestimmung der Arbeitsordnung, daß nur die geleistete Arbeitszeit bezahlt wird, trifft jedoch nicht den gesondert liegenden Fall der in voraus feststehenden Arbeitsverhältnissen durch Schulbesuch. (18 A. C. 530/29.)

Anmeldung zur Gesellenprüfung.

Eine oftmals erörterte Streitfrage in den Arbeitsgerichten betrifft die Frage, ob der Lehrherr verpflichtet ist, den Lehrling zur Gesellenprüfung anzumelden oder ob der Lehrling diese Anmeldung selbst vorzunehmen hat. In einer Schadenersatzklage, die ein durch angebliches Verschulden des Lehrherrn erst ein halbes Jahr später in dem Besitz des Gesellenbrieves gefommener Arbeitnehmer anstrengte, führt das Arbeitsgericht Berlin aus: Der Kläger hat im April seine Gesellenprüfung bestanden. Mit der Behauptung, der Arbeitgeber hätte ihm durch rechtzeitige Anmeldung zur Prüfung dazu verhelfen müssen, die Prüfung schon am 1. Oktober des Vorjahres abzulegen, damit er den Lehrbrief sofort bei Beendigung der Lehrzeit hätte erhalten können, verlangt er Schadenersatz. Zu Unrecht: Eine vertragliche Verpflichtung, den Lehrling bereits vor Beendigung der Lehrzeit zur Prüfung anzumelden, ist nicht übernommen, hätte auch schriftlich im Lehrvertrag enthalten sein müssen. Eine unerlaubte Handlung im Sinne des § 226 BGB. liegt in dem Unterlassen der Anmeldung nicht. Der Kläger hätte sich vielmehr selbst zur Prüfung anmelden müssen. (22 A. C. 462/30.)

Ein Lehrbrief aus dem alten Wiesbaden

Folgender als amtliches Urkund für den Wertender Lehrbrief ist typisch für den Stil, den der frühere amtliche Schriftstube abgefaßt wurden. Der Lehrbrief ist mit einem großen Siegel, das sich in einer Kapelle befindet, versehen. Die Überschrift ist in verschnörkelten Initialen ausgeführt. Der Lehrbrief lautet wörtlich:

Ich, endgeregelter, der Zeit anhängig verordneter Hofrathlicher Nassau-Saarbrück-Ämter Oberamtssekretarius und Oberschulmeister des Oberamts Wiesbaden urkunde und bekenne gegen jedermannlich mit diesem offenen Briefe, daß heute vor mir erschienen ist, der hiesige Bürger und Veruquemacher Christoph Siegart, und mit zu vernehmen gegeben hat, wie daß Christian Wilhelm Sengel weiland des hiesigen Bürger und Gastwirts Johann Adam Sengel hinterbliebener ehelicher Sohn, eines glaubhaften Attestati, sowohl wegen seiner bei ihm aufrecht und redlich erlernten Veruquemacher Profession und was derselben anhängig, als auch wie er sich bei seinen Lehrjahren verhalten, um sich dessen bündig zu seiner bessern Wohlthat und Ehre nachbühnen nützlich bedienen zu können, bedürftig und benötigt sein, mit angefügter Bitte, daß ich ihm dem Veruquemacher gemäß, wie es sich zur Beförderung der Arbeit gebühret, dieserhalb von tragenden Amts wegen, briefliche Urkunden mitteilen möchte. Wann nun nicht nur aus dem eingesehenen Lehrcontract klar erhellt, sondern auch sonst darüber nichts anders wissend ist, als daß besagter Christian Wilhelm Sengel den 5. October 1789 bei abbe-meldtem seinem Lehrherrn Christoph Siegart sich in die Lehre begeben und nach zurückgelegter 4 1/2 jähriger Lehrzeit den 9. April dieses laufenden Jahres lebhaft gesprochen worden sein, also die Veruquemacher Profession aufrecht und redlich erlernt, sich auch Zeit seiner Lehrjahre und sonst jederzeit fromm, getreu, fleißig und diensthaft, wie es einem treuen Lehrlingen einet und gebühret, erselet, und verhalten, wie solches sein Lehrherr nicht nur bezeugt, sondern auch von andern beobachtet worden; Als habe mit willkürlicher Ausfertigung des angeführten Lehrbriefes keineswegs abhandeln gehen wollen, erluchen daher Kraft dieses und von Oberschulmeister Amts wegen nicht allein sämtliche der Veruquemacher Profession angethane Mitglieder, sondern auch sonst alle und jede, was Standes sie sein mögen, welchen dieses respective Testimonium und Lehrbrief vorgezeigt wird, gesiehend und Standesgebühre nach, diesem allein statt und wahren Glauben zu geben, mehrermals Christian Wilhelm Sengel war ehrlich, redlich und unsträflich beider an seiner Aufführung und Ausübung der Profession zu erkennen und deswegen alle fernere Gunst und Beförderung zu erzeigen, weniger nicht denselben zu seinem Besten, autwillig und treulich sich befohlen sein zu lassen, welches man um dieselbe und einen jeden in dergleichen Fällen freundlich zu beschreiben jederzeit geneigt und erbötig ist. Zu Urkund und mehrere Befräftigung habe diesen Lehrbrief nicht allein eigenhändig unterschrieben und mit Anhängung des Fürstlichen Oberamts Ingehegels befräftigt, sondern auch von dem Lehrherrn selbstem annoch subsigniert lassen.

So geschieden, Wiesbaden, den 10ten April 1794.

J. Vergenbahn,

(116.) Fürstl. Ober Amts Secretaire und anhängig befräftigt

Oberschulmeister.

Johann Christoph Siegart, als Lehrling (2. C.)

Die selbständigen Handwerksbetriebe im Regierungsbezirk Wiesbaden.

Am 1. März 1931 waren im Regierungsbezirk Wiesbaden, nach Gruppen geordnet, folgende selbständige Handwerksbetriebe vorhanden. Das Baugewerbe zählte insgesamt 2464 Betriebe, darunter 487 in Frankfurt a. M.; das Ausbaugewerbe 2870, darunter 1092 in Frankfurt a. M.; das Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe 9550, darunter 3879 in Frankfurt a. M.; das Holzgewerbe 4025, darunter 842 in Frankfurt a. M.; Leder- und Papier 2007, darunter 1051 in Frankfurt a. M.; als Metallverarbeitungs-Gewerbe 5219, darunter 1942 in Frankfurt a. M.; das Nahrungsmittelgewerbe 5133, darunter 1535 in Frankfurt a. M. und verschiedene Gewerbe 327, darunter 119 in Frankfurt a. M. Die Gesamtzahl der selbständigen Betriebe beträgt demnach im Wiesbadener Regierungsbezirk 31 595, darunter 10 947 in Frankfurt a. M., die übrigen 20 648 in Wiesbaden und dem übrigen Nassau. Vergleicht man mit dieser Feststellung das Zählungsergebnis in 1930 mit 21 267 Betrieben, so ergibt sich, hinsichtlich des Bezirkes außer Frankfurt a. M., eine Betriebszunahme von 615 Betrieben, bei etwa 400 Neuanmeldungen und 1000 Abmeldungen. Und zwar sind von dem Rückgang am meisten betroffen die Drechsler und Buchdrucker mit je 20 Prozent, Tapezierer und Polsterer mit je 15 Prozent, Steinbildhauer mit 15 Prozent, Maler und Anstreicher sowie Damenkleidermacher mit je 8 Prozent, Schuhmacher mit 6 Prozent, Maurer und Wagner mit je 5 Prozent, Schneider mit 3,5 Prozent, Schmied mit 2 Prozent ihres Bestandes von 1930. Eine Zunahme haben zu verzeichnen die Friseur, um etwa 4 Prozent, die Regler um 6 Prozent und die Buchbinder um 10 Prozent.

Dieser Rückgang der Betriebszahlen ist zum Teil darauf zurückzuführen, daß die wirtschaftliche Not im Handwerk sich stark bemerkbar gemacht hat. Auch wird der Rückgang auf der Abmeldung solcher Gesellen zum größten Teil beruhen, die arbeitslos geworden, sich selbständig gemacht hatten, bald aber ihr Gewerbe wieder abmeldeten und vielleicht der Schwarzarbeit sich widmen. So machte der Magistrat Wiesbaden allein im Januar d. J. von 70 Betriebsabmeldungen der Handwerkskammer Mitteilung.

Im Jahre 1927 wurden durch die Handwerkskammern genaue Erhebungen über das gesamte deutsche Handwerk veranstaltet, das Material durch den Enqueteausschuss des Reichswirtschaftsamtes bearbeitet und im Laufe des Jahres 1930 veröffentlicht. Dabei ergibt sich durch Vergleich der Zahlen für den Regierungsbezirk Wiesbaden, mit dem Reichsdurchschnitt des Landes Preußen, daß im Kammerbezirk Wiesbaden auf 1000 Einwohner 23,6 selbständige Handwerksbetriebe entfallen, gegenüber 21,8 auf 1000 im

Reich und in Preußen 18,3 auf 1000. — Wiesbaden 22,6 und Frankfurt a. M. 22. Interessieren dürfte auch die Feststellung, daß in Preußen 6,44 Prozent aller Betriebe mehr als vier Gesellen beschäftigen, im Regierungsbezirk Wiesbaden 10,34 Prozent; noch größer ist der Unterschied, wenn man nur die Betriebe mit mehr als 50 Gesellen heranzieht; während in Preußen und auch im Reich 0,13 Prozent solcher vorhanden sind, hat der Kammerbezirk Wiesbaden 0,40 Prozent, also das Dreifache an Großbetrieben zu verzeichnen gehabt, wobei besonders darauf hinzuweisen ist, daß die durchschnittliche Betriebsgröße in Frankfurt a. M. ganz außergewöhnlich hoch ist.

Lehrlingsfragen.

Betriebsstilllegung und Lehrverhältnis.

Legt der Arbeitgeber seinen Betrieb vor Ablauf der mit seinen Lehrlingen geschlossenen Verträge still, so muß nach einem Urteil des Reichsarbeitsgerichts eine von dem Lehrling gegen den Arbeitgeber erhobene Feststellungsklage als zulässig angesehen werden, wenn sie dahin geht, daß das Lehrverhältnis noch fortbestehen und der Arbeitgeber im Falle der Nichterfüllung schadenersatzpflichtig ist. Sieht ein Lehrvertrag als besonderen Auflösungsgrund eine Betriebsstilllegung vor, so ist dies nur dann rechtskräftig vereinbart, wenn die Bestimmung auch in der bei dem Lehrherrn geltenden Arbeitsordnung enthalten ist. Im Verhältnis des Lehrherrn zum Lehrling treffen die Folgen einer Stilllegung den Lehrling, sofern er das Ereignis zu vertreten hat. Bei Prüfung der Frage, was in den Kreis der von der einen oder anderen Vertragsseite zu tragenden Gefahr fällt, ist auf die besondere Natur des Lehrvertrages Rücksicht zu nehmen, der nicht nur die Bestimmungen über die Arbeit enthält. (RAG. 187/30.)

Lehrbetriebe und Prüfungen für Gärtner.

Im Berichtsjahr 1930 hatten sich bis zum Schluss des Jahres nach einer Aufstellung der Landwirtschaftskammern und ihren Gärtner-Ausschüssen in 14 deutschen Provinzen, Kammer- und Regierungsbezirken insgesamt 25 307 Gärtnerlehrlinge zur Prüfung gemeldet, darunter 870 Frauen. Bestanden haben davon 23 952 und 852 Frauen. 1904 Gärtnergehilfen hatten sich bis zum Jahresende zur Prüfung als Obergärtner gemeldet, von denen 1217 bestanden haben. Von den 59 hierfür gemeldeten Frauen kamen nur 50 durch. 7708 Lehrbetriebe waren Anfang 1931 anerkannt, die meisten in der Rheinprovinz mit 1583, dann in Brandenburg mit 992, Westfalen 900, Niederschlesien 637, Sachsen 627, Hannover 596, Pommern 548, Ostpreußen und Schleswig-Holstein je 520, Wiesbaden 300, Rassel 254, Oberhessen 154, Grenzmark 63 und in Sigmaringen 14. Anfang 1930 waren es zusammen nur 7189 anerkannte Lehrbetriebe.

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 105.

Sonntag, 26. April.

1931.

Ein Mädchen — weiter nichts / Roman von Paul Enderling.

(21. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Büllingshoven nickte lachend und fand selber sein Lachen unsinnig und völlig deplaciert. Er hatte keine Ahnung, wieviel in all diesen Worten lag, und wagte nicht, ihnen einen bestimmten Sinn zu geben.

Als er schon die Türklinke in der Hand hielt, sagte der alte Herr: „Beinahe hätte ich's vergessen: nächstens werde ich mein Haus umbauen lassen. Man hat mir einen sehr schönen, zum mindesten überlegenswerten Plan unterbreitet.“

„Ah, also Herr Vorbed?“

„Nein, unser Freund Vorbed ist ein wenig zu theoretisch, und ich bin der altmodischen Ansicht, daß ein Haus kein Experiment sein soll. Es ist ein unbekannter Architekt — oder vielleicht kennen Sie ihn? Dollingen. Georg Dollingen.“

Mit jähher Bewegung ergriff der Baron die Hände Reinhagens. „Da haben Sie eine fabelhafte Akquisition gemacht.“

„Meinen Sie?“, fragte der alte Herr ruhig. „Also auf gelegentliches Wiedersehen, mein lieber Freund.“

Als Reinhagen allein war, zog er langsam einen Brief aus der Tasche. Er war englisch geschrieben. Aufmerksam las er die Stelle, wo der junge Herr aus Milwaukee beteuerte, daß Miß Jutta die Krone aller Bräutinnen sei und daß er sein Leben nur mit einer Bräutinnen teilen könne. Es sei vielleicht ein Spleen, aber —

Reinhagen ließ den Brief sinken und blickte zu dem kleinen Porträt seiner Tochter hinüber. Ein Sonnenstrahl ließ eben die goldbraunen Augen zwischen dem blonden Haarvorhang aufleuchten.

22.

Cyrilles Gesicht war eingefallen, die Augen sahen unnatürlich groß aus der Untermauerung und ihr war ein nervöses Zucken eigen, das ihr alle Anmut nahm. Wäre nicht dies rote Wuschelhaar gewesen — Büllingshoven hätte sie kaum erkannt.

„Na, na“, machte er. „Was ist denn mit uns?“

Sie wollte nicht an seinem Tisch sitzen und hat um einen Platz in der Nische.

Er begriff nicht, daß sie ihm je gefallen hatte. Ein gutes Tierchen, gewiß, aber das war doch kein Grund, sich so schlecht zu pudern und zu schminken. Ihre Lippen hätten doch den Stift nicht gebraucht. Sie kam ihm vulgär und zweitklassig vor.

Unwillkürlich gab er dieser Empfindung dadurch Ausdruck, daß er die billigste Weinsorte bestellte. Er war auch so noch teuer genug.

Sie bemerkte es gleich, sah ihn forschend an und entschied sich dann zu der Frage: „Sie sind auch so wie ich von Moses und den Propheten verlassen? Na, das macht nichts.“

„Freilich, mein Fräulein.“ Er fühlte sich beschämt: nie hatte er einen Menschen seine Minderwertigkeit spüren lassen.

Als er in die Garderobe ging, um die vergessenen Zigaretten aus dem Mantel zu holen, trat ein unscheinbarer Herr auf ihn zu.

„Darf ich um Ihre Legitimation bitten?“

„Warum? Wir sind hier doch nicht im Ausland?“

„Es ist nur eine Formalität.“

Büllingshoven verzichtete auf eine Entgegnung und reichte seinen Paß hin, den der andere sorgsam prüfte. Die Haden klappten. „Alles in Ordnung. Bitte sehr um Entschuldigung Herr Baron.“

„Es wäre mir hier lieber, wenn Sie mich anders anreden würden.“

Der Beamte schmunzelte. „Verstehe, Herr — Doktor.“ Sein Gesicht wurde ernster, als er vorsichtig fragte: „Sie kennen die Dame an Ihrem Tisch genauer?“

„Ich bin heute zum zweiten Mal mit ihr zusammen und weiß eigentlich nur, daß sie Cyrille heißt oder vielmehr, daß sie sich so nennt. Beides kann ich es nicht.“

„Natürlich heißt sie nicht so.“

„Liegt etwas gegen sie vor?“

Der Beamte bog aus. „Wir sind nur gern über ihren Umgang orientiert.“

Büllingshoven nickte und ging zurück. Es lag also ein dichtes Netz um die kleine Dame. Die Sache begann ungemütlich zu werden.

Cyrille sah ihn ängstlich an und fragte, wo er so lange geblieben wäre.

„Die Garderobiere ist ein zweistöckiges Kamel.“ Er schämte sich, daß er dazu beitrug, dies vertrauende Kind — und sie war ja noch ein halbes Kind — zu bewachen und zu überlisten. Nie im Leben war er so unritterlich gewesen. Seine Aufgabe wurde schwerer mit jeder Minute.

Am liebsten hätte er den Ton vom ersten Mal angeschlagen. Aber zehn Minuten von hier sah Jutta in der kleinen Konditorei und wartete auf ihn. Er sah deutlich ihre mahnenden Augen vor sich.

„Sind Sie böse auf mich?“

Es war eine abscheuliche Situation. „Bewahre. Wie sollte ich? Ihr ewiges Umherblicken ist aber wirklich nicht sehr gemütlich.“ Als sie die Hände rang, setzte er begütigend hinzu: „Na, na. Bißchen Angst hat ja jeder Deutsche vor der hohen Obrigkeit. Denn etwas hat doch jeder ausgesessen.“

„Nein“, stieß sie plötzlich hervor. „Das ist es nicht, er ist wieder da . . . er verfolgt mich . . . alle Stunde telefoniert er mich an . . . ich kann es nicht mehr ertragen . . . ich muß es Ihnen sagen . . . helfen Sie mir!“

Ihr angstverzerrtes Gesicht rührte ihn wie am ersten Abend. Daß sie sich auch gerade an ihn um Hilfe werden mußte!

Er fragte gar nicht, wer dieser „er“ sei. Es konnte ja nur dieser Krille sein, ihr Freund von einst, vor dem sie sich fürchtete. „Was will er denn?“

Cyrille sprach leise, stockend, mit gehetzter Stimme: „Er war in Eberswalde, ist aber gleich im Bogen nach Berlin zurückgefahren und hat sich bei einem Freund versteckt. Nun droht er, und er will mir auflauern, und er droht mit Schießen, wenn ich nicht auf ihn warte. Ich traue mich gar nicht nach Hause.“

„Sollen Sie auch nicht. Ich habe eine gute Idee. Sie übernachten bei einer Bekannten von mir.“ Jutta würde schon mit ihr fertig werden.

„Wenn er nur nicht herkommt!“

„Hierher? Na, ich bin ja schließlich auch noch da.“ Seine überlange, hagere Gestalt straffte sich.

„Sie kennen ihn nicht. Er ist jetzt zu allem fähig.“
„Was für ein unangenehmer Mitbürger! Will er denn Geld von Ihnen?“

„Ja, und dann —“ Sie hielt inne, suchte nach einer Ausrede und schloß dann: „Natürlich will er Geld, wo ich doch selber ausgemistert bin.“ Sie lachte ihr unechtes Lachen.

Büllingshoven hatte ihre Verwirrung bemerkt: es gab also noch anderes, was jener von ihr wollte.

Er schlug vor, aufzubrechen, da man ja heute doch in keine rechte Stimmung käme. Er mußte sie zu Jutta bringen und sie zu zweit würden schon hinter ihr Geheimnis kommen. Sie tat ihm leid, wie sie ihm so gläubig folgte, aber er durfte ihr nichts ersparen.

Während er der Garderobiere ein Trinkgeld gab, vernahm er hinter sich erregtes Flüstern. Eine härtere Stimme sagte: „Du hast es gestohlen, du und niemand anders...“, und Cyrilles Stimme schwor etwas, was er nicht verstand.

Als er sich umdrehte, sah er in das wutverzerrte Gesicht eines jungen brünetten Mannes; es war derselbe, der bei ihrer letzten Trennung aufgetaucht war. Krille!

„Was wünschen Sie von der Dame?“, fuhr er ihn an, entschlossen, ihn festzuhalten, bis Hilfe kam.

„Dame?“ höhnte Krille. „Eine feine Dame. Eine Diebin —“

„Helfen Sie mir!“, bat Cyrille. „Die Dame steht unter meinem Schutz, Sie werden sich bei ihr entschuldigen.“

Krilles Augen blühten böse. „Den Teufel werd' ich. Scheren Sie sich zum Kukud. Sonst —“

Er brüllte auf, von Büllingshovens Ohrfeige getroffen. Seine Stimme überschlug sich: „Du Hund!“ und seine Hand zog die Waffe aus der Brusttasche. Niemand sah die Bewegung, auch nicht der unscheinbare Herr, der gerade eintrat und beim Anblick Krilles nach draußen winkte. Nur Cyrille hatte sie gesehen.

„Nicht schießen“, wollte sie rufen, aber es kam nur ein unartikulierter Laut aus ihrer zusammengepreßten Kehle.

„Wollen Sie die Dame nun in Ruhe lassen?“

Krille hob, blaß vor Wut, den Revolver. Im Augenblick, als er zielte, warf sich das Mädchen auf ihn. Der Schuß knallte scharf in dem engen Raum.

Dann fiel die Waffe zu Boden. Um Krilles Arme saßen Männerhände wie eiserne Klammern.

Büllingshoven schwankte etwas und lehnte sich an die Wand. Blut rieselte über sein Gesicht, dünn und beharrlich.

„Mein Gott, Sie sind verwundet“, schrie Cyrille auf. „Ein unangenehmer Mitbürger“, murmelte er, mit dem Taschentuch das rinnende Blut abwischend.

„Es war Notwehr“, stammelte Krille. „Die Damen sind Zeugen.“

„Wir wissen schon“, sagte der Beamte ruhig und ließ das Schloß der Handschellen einknaden. „Wir warten hier schon lange auf Sie.“

Eine halbe Stunde später verließ der Baron die Unfallstation mit einem Kopfverband. Es war nur eine Fleischwunde unterhalb der Schläfe. Vielleicht war es doch ganz gut gewesen, daß er nicht ruhig zum Schuß kam.

Jutta, die wartend Sportblätter alten Datums durchblätterte — in einem war sie selber beim Tennis und auf dem Motorrad abgebildet — fuhr entsetzt auf, als sie ihn erblickte.

„Nichts von Bedeutung“, beruhigte er. „Ein kleiner Aderlaß. Sehr gesund. Früher mußte man für so was noch dem Arzt zahlen.“

Als er berichtet hatte, sagte sie seine Hand. „Mein armer Freund, so werden Ihre Dienste belohnt?“

„Ach, ich komme mir riesig interessant vor. Und dann haben wir nun ja den Kerl. Kriege ich nicht einen Finderlohn?“

Jutta lächelte schwach. „Da müssen Sie das Gericht fragen. Und diese Cyrille — wo wohnt sie?“

„Das werden wir jetzt ja leicht herauskriegen.“

„Ich habe es schon.“

„Sie?“

„Ja, dachten Sie, ich hätte es ausgehalten, den ganzen Tag zu warten und dann womöglich zu erfahren, daß das Fräulein nicht gekommen wäre? Mir kam mit einem Male der Gedanke, daß sie als angestellte Tänzerin doch der Estella-Bar bekannt sein mußte. Ich fuhr gleich hin, aber sie war nachmittags natürlich geschlossen. In der benachbarten Viskörstube wußte man aber den Namen des Geschäftsführers und ein Adreßbuch gab es da auch. Dresdner Straße wohnt er. Nie bin ich in diese Gegend gekommen. Natürlich war er bei einem Skat in der Prinzenstraße, gleich beim Moritz-Platz. Ich hin und ihn aufzustöbern war eins. Er war unzufrieden, weil er gerade Trumpf ausspielte, aber ich ließ nicht locker und nachher war er auch sehr liebenswürdig, sogar etwas zu sehr. Machen Sie nicht so ein grimmiges Gesicht, Baron, ich weiß mich schon zu schätzen. Also: Ihre Cyrille heißt ganz harmlos Käthe Fischer. Es klingt wie nach Konfirmation und frisch gewaschenen weißen Strümpfen, nicht wahr? Und hier habe ich ihre Adresse aufgeschrieben.“ Triumphierend ließ sie das weiße Blättchen flattern. „Nun haben wir sie.“

„Sie sind ein Teufelsterl.“

„Ja, was der Verstand der Männer nicht sieht, das übt in Einsicht ein Mädchengemüt.“

„Darum waren Sie also nicht zu Hause.“

„Haben Sie mich denn aufgesucht?“

„Viermal habe ich Ihre Wirtin aufgesucht. Ich genierte mich schon. Es ist nämlich entsetzlich viel zu erzählen. Kurz gesagt, ich glaube, Ihr Vater weiß so ziemlich alles.“

Er dachte, sie würde aufspringen, aber sie lächelte nur müde. „Das war auf die Dauer nicht zu vermeiden. Nun, durchsetzen hätte ich's ja doch müssen. Felicitas hat wohl eine große Dummheit gemacht, wie?“

„Eine noch viel größere. Soll ich nun erzählen?“

„Nein, Baron. Später. Jetzt brauche ich alle Kräfte für meine Feindin Cyrille. Wenn das erledigt ist, gehe ich zum alten Herrn und beichte. Aber ich werde ihm gleich sagen, daß ich alles nochmals täte, wenn es nötig wäre, und wenn er mich prüfelt oder verstoßt.“

„Er wird weder das eine noch das andere tun. Seien Sie nett zu ihm und vergessen Sie nicht, daß es nicht so einfach ist, ein Mädel wie Sie zur Tochter zu haben.“

„Ach, es wäre sehr einfach... sehr... aber das verstehen Sie nicht. Nun wollen wir aber gehen. Dieser Ruchengeruch kommt mir schon zum Hals heraus. Ich habe gleich nach Ihren Opa-Schnäpsen gefragt, aber die Bande hat gar kein Ausschankrecht. In eine schöne Bude haben Sie mich gewiesen.“

Ehe er sich erhob, fragte er vorsichtig: „Wollen Sie wirklich zu dieser Cyrille?“

Sie flammte auf. Ihr Gesicht wurde hart und böse, wie er es nie an ihr bemerkt. „Sof! man sie etwa schonen? Diese Cyrille, o, diese Cyrille... Sie hat den Schlüssel zu allem in der Hand. Sie hätte alles verhindern können. Sie weiß sicher, wo die Unglücksdokumente hingeraten ist. Vielleicht hat sie es sogar selber. Sie hat Georg Dollingen auf dem Gewissen, und nun auch Sie... Ich wäre imstande, sie zu vernichten. Ich könnte ein Verbrechen an ihr begehen.“

Als sie das aussprach, erinnerte sie sich des verhängnisvollen Tages, den Dollingen damals gesprochen. Ja, dachte sie trohig, für ihn könnte ich auch ein Verbrechen begehen.

Sie stand auf und Büllingshoven folgte gehorham ihrem Beispiel. (Fortf. folgt.)

Frauenlied.

Wie sich die zärtlichsten Gedanken
Schon heimlich um das Kindchen ranken,
Das noch in meinem Schoße blüht!

Mit allem Schönen will ich's schmücken,
In lauter Liebe soll es blühen,
Wenn es zuerst ins Leben steht.

E. Berasfeld.

Von dem Professor Baz und mir und einem chinesischen Opiumhändler.

Humoreske von Rudolf Presber.

Ich schrieb damals einen Roman, in dem — ganz nebenbei — ein alter chinesischer Opiumhändler eine Rolle spielen sollte. Eine kleine Nebenrolle nur. Aber ich bin gründlich. Und da ich nie in China war und auch vom Opiumhandel nicht viel weiß, so beschloß ich, mich für diese kleine Episode belehren zu lassen.

Man empfahl mir den Professor Martin Baz, einen vielgereisten Gelehrten, der auf dem Gebiet der Völkerkunde einer der an Wissen Reichsten und Klügsten sei.

Es traf sich gut, daß ich vor kurzem auf einer Gesellschaft den Professor Baz zufällig getroffen hatte. Er war ein hochgewachsener, dürrer Fünfziger mit sehr dicken Brillengläsern und sehr nervösen Bewegungen, aber, wie ich hörte, noch jung verheiratet. Er sah etwas fahrig aus. Seine Tischnachbarin — ich sah schräg gegenüber — machte unter dem Feuer seiner kommalosen Beredsamkeit bald einen etwas ermatteten Eindruck. Vielleicht wählte er die Unterhaltungsmasse auch etwas zu hoch.

Ich schrieb also an Professor Baz, ob ich ihn besuchen dürfte. Seine Antwort war mehr liebenswürdig als gut zu lesen. Mit der Lupe aber entzifferte ich, daß er mich anscheinend mit einem Maler verwechselte, der anders hieß. Er bat mich jedenfalls, meine Zwillingsschwester zu grüßen, die ich nie gekannt habe. Ferner bat er, da seine Zeit besetzt sei, er mir aber besonders gern gefällig sein wolle, am nächsten Freitag um halb zwei Uhr einfach „an seinem Mittagessen teilzunehmen“.

Ich erschien pünktlich um halb zwei.

Professor Baz hatte schon zu speisen begonnen. Mit seinen drei Kindern, dem siebenjährigen Mädchen, dem fünfjährigen Fritschen und dem vierjährigen Kätschen. Er hatte ganz vergessen, daß er mich zu Tisch gebeten. War aber sehr liebenswürdig, entschuldigte sich, daß die Kinder mitäßen. Ein älteres Fräulein, das auch mit, das wohl als Aufsicht gedacht war. Aber die Dame schien unter seelischen Depressionen zu leiden, war kurzschäftig, sprach wenig, als viel und putzte in den Epausen teilnahmslos ihren Zylinder.

„Wollen Sie — noch nachträglich — etwas Suppe?“ fragte der Professor liebenswürdig. „Ich dachte mir's — nein, Minna, keine Suppe mehr für den Herrn Doktor.“ Aber hier, vielleicht nehmen Sie gleich Spinat. Gemüse ist immer gesund. Die Malaien zum Beispiel wechseln nur ab in der Ernährung zwischen Reis und Gemüse. Freilich die Mango und die Melonenfrüchte kommen zuweilen auch auf den Tisch.“

„Ich will Mango!“ maulte Fritschen.

„Du ist, was du bekommst“, war des Vaters freundliche Antwort. Und dann zu mir: „Die Aistelen hatten eigentlich die vorbildlichste Jugenderziehung. Bis zum vierzehnten Jahre behielten sie ihre männlichen Kinder zu Hause. Dann kamen die Büschlein ins Kriegerheim. Das war so halb Kadettenanstalt, halb Junggesellenklub. — Aber nehmen Sie, bitte, Kartoffeln!“

Ich nahm um so lieber Kartoffeln, als sich's erwies, daß die gereichte Spinatschüssel leer war. Das Fräulein hatte den letzten großen Rest auf seinen Teller gefüllt.

„Die eigentliche Heimat der Kartoffel ist Peru“, nickte der Professor. „Man stellt dort sogar Kartoffelfettische in die Felder.“

Ich dachte bei mir, daß die Kartoffeln in Peru auch warm gegessen werden, während die mir angebotenen schon kalt waren.

Sie kommen — Professor Baz nahm sich das letzte Stück vom Rinderbraten — „kommen zu mir wegen...? — Ach, ich erinnere mich, wegen der Keilschrift auf dem großartigen Bauwerk aus Backstein und Ziegel, dem Turm zu Babel. Ich bin zuletzt vor sieben Jahren in der Gegend gewesen.“

„Nein, nein, Herr Professor!“ wagte ich, was nicht leicht war, eine Einwendung zu machen. „Ich wollte bloß wegen des Opiumhandels in China.“

„Ach, der Herr sind Sie! So. Der „Turm zu Babel“ kommt dann morgen. Ja also — Mädchen, trommle nicht mit den Fingern auf den Tisch! — Es ist ganz merkwürdig, wie die Kinder immer wieder auf die primitivsten Verständigungsarten der Naturvölker ganz von selbst zurückkommen. Am Orinoko und bei den Vapurastämmen habe ich das Signalwesen durch Trommeln am deutlichsten feststellen können. Übrigens hatte meine liebe Frau, die nicht vom Orinoko war, auch die merkwürdige Tischgewohnheit.“

„Ihre Gattin ist nicht in Berlin?“

„Nein. Sie hält sich augenblicklich in einem Sanatorium auf.“

„Es ist doch nichts Ernstliches?“

„Ja und nein. Sie wünscht die Scheidung. Ich wäre ihr auch gern behilflich. Ich soll einen Scheidungsgrund konstruieren. Aber mir fehlt die Zeit dazu. Ich bin mitten in meiner großen Arbeit über die Götter der Polynesier. Es erweist sich hier wieder, die Ehe hält unberechtigterweise, ob man sie eingeht oder scheidet, schrecklich auf. In der ganzen Welt gibt es vernünftiger Arten als in Europa. Die Kurden machen das vielleicht am richtigsten. Sie schließen die Ehe als halbe Kinder. Der Mann kann sich später beliebig viele Frauen hinzu nehmen. Praktischer noch machen es die Malaien. Die kaufen ihre Bräute; haben da eine Frau und dort eine Frau; ketten in derselben Stadt. Jede hat ihre kleine Wirtschaft. Der Mann fährt durchs Land und ist mal hier, mal da — und überall verheiratet, wo er gerade will.“

„Sehr interessant, Herr Professor, aber dürfte ich vielleicht nochmals auf den Zweck meines Besuches... ich sagte schon, wegen des chinesischen Opiumhandels.“

„Ah, richtig, natürlich! Ich gehörte zu den ersten, die nach dem Kriege in China waren. Vor mir nur ein Teehändler aus Hamburg. Der eine von uns beiden wurde ermordet. In den Zeitungen stand, ich sei es gewesen. Aber es war bestimmt der Teehändler — Fritschen, der fehlen schon wieder zwei Knöpfe an der Bluse! Fräulein, man sollte doch. Aber eigentlich sollte man sich und die Kinder überhaupt vernünftig kleiden. Wie die Araber — lange herabhängende Burnusse, die nur vorn oder besser noch wie die Samoaner in Matten und Rindenstoffe und den Baß der Brousonetia, der geklopft wird und — man könnte, wie gesagt, gerade in der Kleidung viel lernen von anderen Völkern. Auch von den ausgestorbenen; wenn nicht — zum Beispiel bei den Altmerikanern — in den Gräbern durch das schrecklich feuchte Klima alle Stoffreste verloren gegangen wären. — Nehmen Sie etwas Pudding? Er ist noch nach dem Rezept meiner seligen, wollte sagen meiner abwesenden Frau, denke ich, gekocht. Aber er scheint mir nicht recht geraten.“

Das stimmte. Der Pudding, reichlich mit Rosinen gespickt, war übel angebrannt und auch sonst kaum wohl-schmeckend zu nennen. In die dazu gereichte Fruchtunterschieden irgendwie leider ein Tropfen Benzin geraten zu sein.

„Wie gut wäre man daran“, seufzte der Professor, „wenn man, wie die ungebildeten Perser, bloß Tschillen das ist in Wasser gekochter Reis, mit etwas Fladenbrot konsumierte. Allenfalls ein Gläschen Scherbet dazu.“

Ich dachte bei mir, auch Scherbet sollte mir recht sein. Aber hier gab's überhaupt nichts zu trinken.

„Sie sollten noch etwas Zucker über den Pudding nehmen“, sagte der Professor, indem er sich selbst irrtümlich mit Salz bediente. „Oder sollten die Zuben von der Moskau recht haben, daß man zu allen Speisen ein wenig Zwiebel nehmen muß? — Kätschen, schneide keine Fräsen! Also, woher das Kind das nur hat! Sehen Sie nur: In Nordwestamerica fand ich solche Maskenirakken aus Holz, die wohl das Gesicht eines Gorilla nachbilden sollten. Ich könnte Ihnen diese seltenen Stücke zeigen, wenn ich nicht —“ er zog die Uhr — „in einer halben Stunde einer Sitzung der Gesellschaft zur Erforschung der Anomalien im Körperbau der Mikronesier“ zu präsidieren hätte.“

„Ich will Sie gewiß nicht aufhalten, Herr Professor. Dürfte ich vorher nur noch wissen über den chinesischen Opiumhandel.“

Opium — richtig! Wissen Sie, werter Freund, daß ich im Jahr 1903 — oder war es 1904 im Kaukasus? — einen schrecklichen Durchfall hatte! Im Kaukasus herrscht übrigens noch die Blutrache, Sie wissen? Und man ist dort nur Hammelfleisch, entsetzlich viel Hammelfleisch, das in einer bedeckten Erdgrube gebraten wird. Ich denke, es muß in die Erdgrube, aus der wir das Hammelfleisch gegessen haben, irgend etwas Unappetitliches gekommen sein, das wir mitgegessen haben. Die Witwen tragen dort übrigens noch Hammelfleisch auf das Grab ihres Seligen. Und es könnte ja sein, daß unsere Kochgrube in der Nähe...“

Mir drehte sich das Gesicht, das ich gegessen hatte — drei kalte Kartoffeln und anderthalb Löffel schrecklichen Puddings — im Magen herum. „Ich darf mich verabschieden, Herr Professor“, sagte ich resigniert und verbeugte mich.

Alle Hoffnung war mir geschwunden, über China und den Opiumhandel noch etwas zu erfahren.

„Grüßen Sie Ihre Zwillingsschwester!“, war das letzte Wort, das Professor Baz mir widmete. — Ja, doch noch eins. Er rief mir nach: er hoffe, daß ich einiges für mich

Brauchbare aus unserer Unterhaltung mitnähme. Und nochmals wiederholte er den Gruß an die Zwillingaschwester. Ich klärte ihn nicht auf. Das Rädchen streckte mir noch die Zunge heraus. Das Fräulein sah noch immer am Tisch und aß Pudding.

Ich aber ging in ein gutes Speisefokal und überlegte, indem ich mir's dort gut schmecken ließ, ob wohl der Mann, der morgen des „Turmbau von Babels“ wegen käme, über China und den Opiumhandel von Professor Bax belehrt werden würde.

Zu Hause nahm ich das Konversationslexikon und las: Opium... (Laudanum), aus angetrockneten unreifen Kapseln des Mohns... papaver somniferum... Opium riecht eigentümlich... enthält eine Anzahl kristallisierter Alkaloide, von welchen die wichtigsten sind: Morphin $C_{17}H_{19}O_3N + H_2O$, Kodein $C_{18}H_{21}O_3N + H_2O$, Thebain $C_{19}H_{23}O_3N$, Papaverin $C_{20}H_{21}O_4N$, Narкотin $C_{22}H_{23}O_7N$, Narcein $C_{23}H_{27}O_5N (+3H_2O)$...

Da nahm ich mein Manuskript und strich wütend den Chinesen mit all seinem Opium aus meinem Roman.

Gibt es heute noch Freundschaft?

Von Artur Brausewetter.

Es gehört viel zur Freundschaft. Und man fragt sich: Gibt es das heute überhaupt noch? Kann in dieser Zeit, wo ein jeder nur das Seine treibt, ein jeder nur Sinn für das Seine hat, Freundschaft bestehen? Ist sie nicht vielmehr nur noch ein Begriff, der einer anderen, längst verschwundenen Zeit angehört?

Zur Freundschaft gehört Mut. Der Mut, seine Schwächen zu zeigen. Denn Freundschaft ist viel weniger eine Offenbarung der Stärke, die in einem ist, als der Schwäche, die man empfindet. Sie dem Feinde zu zeigen, wäre unsehrliche Torheit. Aber der Freund ist dazu da, sie zu kennen, zu tragen und ihr aufzuhelfen. Dem Freunde gegenüber soll man nie „scheinen“ wollen, sondern immer nur sein! Die meisten Menschen wollen nur „genommen“ werden. In der rechten Weise genommen. Wo das geschieht, fühlen sie sich beruhigt, beglückt, verstanden. So besteht das Glück so mancher ungetrübten Gemeinschaft lediglich in diesem einander „richtig nehmen“, in einem Sich-etwas-vormachen, was in Wahrheit gar nicht vorhanden ist, und auf dieser auf Gegenseitigkeit beruhenden Täuschung erwächst das „Behagen“ des Lebens, dem sich alles andere unterordnet.

Die Freundschaft aber weiß von solch einem den anderen „nehmen“ nichts. Sie gibt sich nicht her zur Täuschung aus Liebe. Menschen, die den Schein wollen und nicht das Sein, können weder Freunde sein noch Freunde haben. Der allein ist dein Freund, der dich nie betrügt, auch wenn du betrogen sein möchtest, und den du niemals betrügen könntest, auch wenn er es möchte.

Eine geistvolle Dame, einmal gefragt, was sie für das Schwerste auf der Welt hielte, antwortete: einem Menschen die Wahrheit zu sagen. Schon daraus folgt, daß Freundschaft heute etwas Schweres und Seltenes ist.

Unbefangenheit gehört zur Freundschaft. Es gibt Freundschaften, die auf einem jahrelangen Irrtum beruhen, hat einmal einer gesagt. Das sind die Freundschaften, denen die Unbefangenheit fehlt. Nur da ist Freundschaft und wahres Verstehen, wo man nicht jedes Wort dem anderen gegenüber ängstlich auf die Waage zu legen braucht, wo man sich geben kann, wie man ist, und sprechen und schweigen, wie einem zu Mute ist. Empfindlichkeit und Abnehmen darf in der Freundschaft nicht sein.

Rücksicht gehört zur Freundschaft. Jene Rücksicht, die sich in den anderen hineinzuversetzen vermag, die zart bleibt bei aller Wahrhaftigkeit und schonungsvoll, wo sie des Messers Schärfe brauchen muß.

Ehrfurcht gehört zur Freundschaft. So manche Liebe ist daran gestorben, daß man sie auf Mutwillen gezogen, sie versucht hat. Es liegt eine große Gefahr in dem Sich-verwerfen in der Liebe. Um die Liebe ist es etwas sehr Zartes. Sie muß mit weichen Händen angefaßt werden. Unter harten zerbricht sie und ist dann nicht mehr zu heilen. Das hat so mancher zu seinem tiefen Schmerz erfahren.

Wer einen Freund besitzt, der hat ein großes und seltenes Gut erworben. Kameraden, Kollegen, Genossen und Bekannte kann ich viele haben. Als Freund nur einen. Denn „Freund“ ist der Ehrentitel des höchsten Vertrauens, der innigsten Gemeinschaft. Die Menschen wohnen dicht zusammen — und kennen sich nicht. Es hat bei allem Ernst eine Heiligkeit einen Anstrich von Komik, wenn man sieht, wie Menschen Tag für Tag in denselben Wänden miteinander leben, an derselben Tätigkeit miteinander arbeiten, zu-

sammen reden, essen, schlafen — und doch verbergen sie un-durchdringliche Schleier — einer dem anderen.

Wie nun Freundschaft entsteht? Wenn dieser Schleier gelüftet wird, wenn ein Mensch vielleicht nur mit einem hingeworfenen Wort, einem stillen Blick zeigt, daß er Kunde von dem erhalten, was in dem anderen ist!

Da ist plötzlich zwischen zwei bisher ganz fremden Wesen die Wesensverwandtschaft entstanden, die stärker ist als alle Blutsverwandtschaft.

Darum beruht auch die Freundschaft nicht auf der Übereinstimmung der Charaktere und Ansichten oder, wie viele meinen, auf der Gegensätzlichkeit zweier Menschen und der dadurch bedingten Anziehungskraft. Sondern lediglich darauf, daß einer in das innere Sein des anderen eindringt, daß er Kunde empfängt von dem, was in der Seele des anderen lebt.

Das ist alles schön und groß. Aber paßt es in unsere Zeit hinein? Gibt es das überhaupt noch? Oder ist es nur wie ein Traum, den wir träumen, wenn uns der Eigennuß, die Selbstsucht und Nüchternheit unserer Tage doch gar zu stark überkommen? Wenn eine Sehnsucht in uns auflebt, hinweg über diese Erden schwere und Erden mühe, nach einer Welt, in der man nicht mehr betrügt und betrogen wird, enttäuscht und enttäuscht wird, nach Sonnenflügen in ein fernes, schönes Land, in der die Selbstlosigkeit und die Liebe und die Freundschaft noch gelten, wo man den Mut der Wahrheit, das Glück der Unbefangenheit in Wort und Wandel, die holde Zartheit der Ehrfurcht und Rücksicht noch kennt und achtet.

Freundschaft ist: im anderen sein.

Wir wollen es wieder lernen und darin freier, besser und glücklicher werden. „Uneigennützig zu sein in allem, am meisten in Freundschaft und Liebe, war meine höchste Lust.“ So Goethe in „Wahrheit und Dichtung“.

Geibel und der „Drehpunkt“ der Welt.

Ein bisher unbekanntes Geibel-Gedicht.

(Mitgeteilt von Karl Dörr.)

Den berühmten Dichter Emanuel v. Geibel hatte man zu einer auserlesenen Gesellschaft geladen, in deren Verlauf die einzelnen Teilnehmer aufgefordert wurden, einen kleinen erheiternden Beitrag — möglichst in Gedichtform — vorzutragen! Reichlich floß der Wein. Man befand sich in vorzüglichster Stimmung. — Ein anwesender Astronom fand mit seiner gereimt vorgetragenen Behauptung, der Welt Lauf sei nur durch völlige Nüchternheit gesichert, keine Zustimmung. Geibel — der sich als nächster erhob — erwiderte als Sprecher der Gesellschaft mit folgendem, bisher nie gedrucktem Gedicht, das rauschenden Beifall hervorrief:

Tee beherrscht die Bezirke,
Wo die „lange Mauer“ steht,
Starke Kaffee trinkt der Türke,
Und der Perser schlürft Sorböt.
Bei des Rumis hellem Gusse
Wird der Sohn der Steppe froh,
Kwas und Wodki trinkt der Russe,
Balkischtran der Estimo
Schwärmt der Franzmann beim Champagner
Glost der Britte stumm ins Ale,
Heißes Wasser trinkt der Spanier,
Aber kaltes das Kamel. —
Wir jedoch, bekränzten Hauptes,
Trinken unseres Stromes Wein.
Soll die Welt sich dreh'n, o glaubt es,
Muß die Welt auch trunken sein!

Scherz und Spott

Mißverständnis.

Alte Dame in der Drogerie: „Haben Sie etwas gegen graue Haare?“ — Lehrling: „Im Gegenteil, gnädige Frau, ich mag graues Haar sehr gern.“

In der Straßenbahn.

Magere Dame, zwischen zwei Dicken eingeklemmt: „Die Straßenbahn müßte den Fahrpreis nach dem Gewicht berechnen!“ — Eine von den beiden Dicken: „Dann würden Sie gar nicht mitgenommen, weil die Straßenbahn an Ihnen nichts verdient!“

Seltzam.

Lehrerin: „Du hast nie etwas von den zehn Geboten gehört? Wie heißt du denn?“ — Schulfürze: „Moses.“